Denkmalpflege in Lüneburg
2002

Denkmalpflege in Lüneburg
2002

Bodeneinblicke
11 Jahre Stadtarchäologie in Lüneburg

Lüneburger Stadtarchäologie e.V.
Lüneburg 2002

Impressum

Denkmalpflege in Lüneburg 2002
Bodeneinblicke – 11 Jahre Stadtarchäologie in Lüneburg

herausgegeben von Edgar Ring
im Auftrag der
Lüneburger Stadtarchäologie e.V.

Lüneburg 2002
ISBN 3-932520-07-6
© Lüneburger Stadtarchäologie e.V.
Herstellung: Ebeling & Blumenbach GmbH

Inhalt

Inhalt 3
Vorwort 5
Große Bäckerstr. 26-27 8
Der Brudermord 10
„Herr Lutke von Dassel hat gebawet..." 12
Die kopflose Anna Selbdritt 14
Bienenkorbhumpen mit Medaillonauflagen 16
„...33 Ellen Leinenwandes..." 18
Margariten, Chrysanthemen und Käfer 20
Grapen, Teller und Salbentöpfe 22
Durstige Kleinschmiede 24
Glaskännchen 26
Kelchglas mit Christusdarstellung 28
Napfkacheln als Spuren einer „Caminata" 31
Ein heymelich Gemach in der Salzbrückerstraße 34
Ein Stangenglas aus Böhmen 36
Am Sande 11-12 / 13-15 38
Mineralwasserflaschen 40
Auf der Altstadt 29 42
Ein Hochzeitsteller 44
Fettfänger 46
Stielgrapen – DER Kochtopf der frühen Neuzeit 48
Scheinbar wider die Schwerkraft 50
Tonpfeifen – Leitfossil der Neuzeitarchäologie 52

Baumstraße / Im wendischen Dorfe 54
Enghalskrug aus Portugal 56
Ein Paar Frauenhandschuhe 59
Achtkantglas 62
Beischlagwange 65
St. Lamberti - Ausgrabung einer untergegangenen Kirche 68
Johannes aus Limoges 71
Barocker Sargschmuck 74
Die Bestattung der „Döring Gruft" 77
Der verschlossene Mann 80
Von Bauerntänzen und Bauernhochzeiten 82
„Noch ein klein Bartmenneken mit 1 Lede" 85
Eine Sonnen- und Monduhr aus Elfenbein 88
Blaues Malhorn, weißer Grund 92
Veröffentlichungen 96

Vorwort

Edgar Ring

Zur Geschichte einer Stadt gehören auch die Hinterlassenschaften, die heute im Boden bewahrt sind. Überreste alter Gebäude, Straßen, Abfallgruben und Kloaken, Wasserleitungen, Hofpflasterungen und die gewaltige Zahl von Objekten, die die Menschen in der Stadt produzierten, kauften, nutzten und schätzten, sind Teil dieser Stadtgeschichte. Die Quellen im Boden sprechen über den Alltag vergangener Zeiten und sie zeigen uns, dass unser Fortschritt auch aus den Leistungen vieler Generationen resultiert.

Vor 11 Jahren schuf die Stadt Lüneburg die Grundlage, auch die Bodenquellen zur Erforschung der eigenen Geschichte zu erschließen. Neben den reichen Quellen des Stadtarchivs und der gebauten Geschichte widmete die Stadt sich nun auch systematisch den archäologischen Quellen. Erstmals stellte die Stadt einen Stadtarchäologen ein, nachdem insbesondere in den 70er und 80er Jahren des letzten Jahrhunderts sowohl das Museum für das Fürstentum Lüneburg als auch der Bezirksarchäologe immer wieder bei Baumaßnahmen in der Stadt tätig wurde.

Die Stadtarchäologie wurde der Bauaufsicht im Baudezernat angegliedert. So war und ist eine schnelle und direkte Information über Bauvorhaben in der Stadt gewährleistet. In der Anfangsphase war der Stadtarchäologe auf engagierte Laien angewiesen. Besonderes verdient machte sich in dieser Zeit Herr Uwe Meyer, der bis zu seinem frühen Tod immer zur Stelle war. Bald schuf die Stadt eine Stelle für einen Grabungstechniker. Herr Klaus Dreger begann seine Arbeit, die er mittlerweile sehr erfolgreich mit Frau Frauke Dreger teilt.

Über mehrere Jahre konnte die Stadtarchäologie ihre Arbeit verrichten, weil im Rahmen von Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen Mitarbeiter eingestellt werden konnten. Neben zahlreichen Grabungsarbeitern unterstützten 2 Archäologen die Projekte. Zunächst inventarisierte Herr Joachim Stark M.A. die umfangreichen Bestände der Stadtarchäologie. Anschließend leitete er die erste Grabungskampagne der Ausgrabung St. Lamberti. Herr Marc Kühlborn M.A. setzte diese Arbeit für zwei Jahre fort.

Mittlerweile hat sich die Situation dramatisch verändert. Aus verschiedenen Gründen kann die Stadtarchäologie nicht mehr auf Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen zurück greifen. Zum Glück sind immer wieder Investoren bereit, finanzielle Mittel bereit zu stellen, um archäologische Maßnahmen zu ermöglichen. Diese Low-budget-Projekte können oft nur realisiert werden, da die Stadtarchäologie über gute Kontakte zu Universitäten verfügt. Studierende des Faches Archäologie werden über Werkverträge eingestellt oder absolvieren ein Grabungspraktikum.

Der intensive Kontakt zu Universitäten ist auch die Basis für die Forschungsarbeit der Stadtarchäologie. Zu umfangreich und vielfältig ist besonders das Fundmaterial, als dass die Stadtarchäologie mit eigener Kraft die wissenschaftliche Bearbeitung leisten könnte. Besonderer Wert wird auf eine interdisziplinäre Arbeit, hier vornehmlich mit Naturwissenschaften, gelegt. Im Rahmen von Magisterarbeiten und Dissertationen werten junge Archäologen die Funde aus und leisten so einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der Lüneburger Stadtgeschichte. Zur Zeit laufen zwei Dissertationsvorhaben: Frau Karola Kröll M.A. wertet die umfangreiche Produktion der Töpferei „Auf der Altstadt 29" aus, Herr Marc Kühlborn M.A. studiert das Konsumverhalten Lüneburger Patrizier sowohl anhand der archäologischen als auch der schriftlichen Quellen. Für die Stadtarchäologie leisten beide aber noch viel mehr. Frau Kröll und Herr Kühlborn unterstützen immer wieder Ausstellungsprojekte und stellen in wissenschaftlichen Publikationen Lüneburger Funde vor.

Ein weiteres Forschungsprojekt kann zur Zeit durch die Finanzierung der Lüneburgischen Landschaft e.V. realisiert werden. Herr Dr. Peter Steppuhn bearbeitet über einen Zeitraum von zwei Jahren den überaus reichen Fundbestand an Gläsern. Die Ergebnisse werden nicht nur in einer Publikation, sondern im Jahre 2003 auch in einer Ausstellung präsentiert. Diese Ausstellung mit dem Arbeitstitel „Glaskultur in Niedersachsen" wird in mehreren niedersächsischen Museen gezeigt werden.

Mit der Gründung des Vereins Lüneburger Stadtarchäologie e.V. im Jahre 1996 hat die Stadtarchäologie einen bedeutenden Partner gewonnen. Das Ziel des Vereins ist die engagierte Unterstützung der städtischen Institution Stadtarchäologie und die Förderung der Bauforschung. Der Vorstand und die Mitglieder des Vereins verfolgen unter dem Vorsitz der Ersten Vorsitzenden Frau Rotraut Kahle zielgerichtet die Unterstützung von Ausgrabungsprojekten. Das in der Öffentlichkeit

mit großem Interesse aufgenommene Ausgrabungsprojekt „St. Lamberti - Ausgrabung einer untergegangenen Kirche" konnte nur unter der Schirmherrschaft des Vereins realisiert werden. Darüber hinaus fördert der Verein die wissenschaftliche Arbeit unter anderem mit der Herausgabe der Schriftenreihe „Archäologie und Bauforschung in Lüneburg" und die Öffentlichkeitsarbeit in der Denkmalpflege, auch mit der Herausgabe der Jahresschrift „Denkmalpflege in Lüneburg". Auch im Internet ist der Verein unter www.stadtarchaeologie-lueneburg.de präsent.

Für die wissenschaftlichen Arbeiten müssen die Funde nicht nur akribisch erfaßt, sondern auch zeichnerisch dokumentiert werden. Seit 10 Jahren ist - ehrenamtlich - Frau Doris Beeker als Graphikerin bei der Stadtarchäologie tätig. Sie fertigt nicht nur präzise und detaillierte Fundzeichnungen, sie ist auch bei der Gestaltung von Ausstellungen eine kenntnisreiche Mitarbeiterin.

Die Arbeit der Stadtarchäologie ist in einer Zeit, da insbesondere bei den Kommunen die finanziellen Ressourcen schwinden, nicht einfacher geworden. Der Stadtarchäologe ist seit einigen Jahren auch Leiter der gesamten Denkmalpflege. Baudenkmalpflege und Archäologie sind in einer Stadt eng verzahnt. Die gemeinsame Arbeit mit der Baudenkmalpflegerin der Stadt, Frau Cornelia Abheiden, ist eine Chance, Bau- und Bodendenkmale effektiver zu schützen und zu erforschen.

Nach 11 Jahren Tätigkeit in der geschichtsträchtigen Stadt Lüneburg erfreut sich die Stadtarchäologie - natürlich mit einer gewissen Genugtuung - eines breiten öffentlichen Interesses, der Mithilfe der Mitarbeiter der Stadtverwaltung, der großzügigen Unterstützung des Verwaltungsvorstandes der Stadt Lüneburg und des Engagements eines Vereins.

Die Ausstellung „Bodeneinblicke - 11 Jahre Stadtarchäologie in Lüneburg", zu der diese Publikation erscheint, soll einen kleinen Eindruck in die vielfältige Arbeit der Stadtarchäologie geben. Unser gemeinsames Ziel ist, das im Boden konservierte Erbe der Stadt Lüneburg zu schützen und zu erforschen.

Große Bäckerstraße 26-27 Notbergungen 1991-1994

Marc Kühlborn

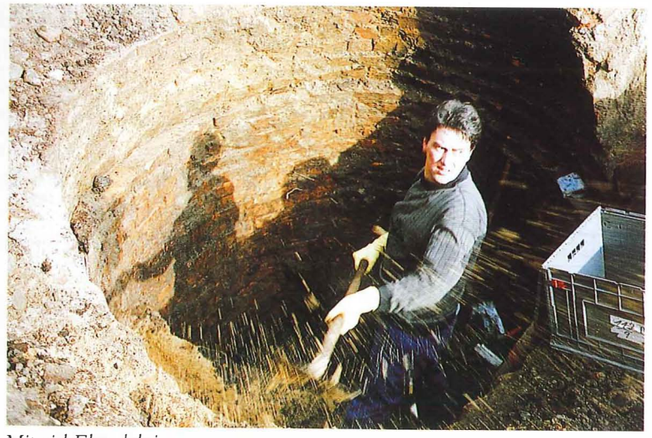
Als die Stadtarchäologie gerade erst eingerichtet war, kam mit der Erweiterung des Karstadt-Kaufhauses gleich ein großes Stück Arbeit auf die junge Institution zu. Obwohl von Seiten der Geschäftsführung ein reges Interesse bestand die archäologische Arbeit zu fördern, konnten mit der damaligen personellen Ausstattung nur Notbergungen durchgeführt werden. Insbesondere dem leider viel zu früh verstorbenen Uwe Meyer ist so manche Bergung zu verdanken.

Die Arbeit auf den Baustellen musste sich auf die Dokumentation und Bergung der Kloaken- und Grubeninhalte beschränken. Bei den verschiedenen Baumaßnahmen kamen insgesamt neun Kloaken zu Tage. Die Kloaken auf diesen Grundstücken sind aus Backsteinen aufgemauerte runde Röhren. Sie dienten nicht nur zur Entsorgung von Fäkalien, sondern wurden hauptsächlich als Müllschlucker genutzt. Alles was in der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Recyclinggesellschaft nicht mehr gebraucht werden konnte, wanderte in die Kloaken. Ihr Inhalt zeigt den Reichtum und die Weitläufigkeit der frühneuzeitlichen Handelskontakte. Es finden sich Keramiken aus China, den Niederlanden, Sachsen, dem Rheinland und Westerwald, Gläser aus Böhmen, Venedig und Südniedersachsen, Stoffe aus Brokat, Damast und Samt, aber auch Nachweise über den Verzehr von Pfeffer, Reis, Feigen, Rindern, Schweinen, Geflügel und Muscheln. Knochen von Hunden und Katzen zeigen, dass das Tier zu Lebzeiten vermutlich liebevoll umsorgt wurde, nach dem Ableben aber ganz profan in der Kloake verschwand.

In Lüneburg sind mittlerweile mehr als 60 dieser Einrichtungen erforscht und bekannt. Dies entspricht jedoch nicht dem tatsächlichen Bestand an Kloaken, sondern spiegelt nur den Forschungsstand wider. Typischerweise liegen Kloaken im rückwärtigen Bereich eines Grundstücks. Häufig finden wir sie am Ende eines Flügelbaus, in einigen Fällen lagen sie sogar zur Hälfte unter dem Bau. Damit war gewährleistet, dass sie von außen leichter zu entleeren waren.

Einige ausgewählte Objekte sollen hier vorgestellt werden.

Blick in eine Kloake



Mit viel Elan dabei

Der Brudermord – „Kain erschlägt Abel"

Große Bäckerstraße 26
Fayenceteller mit blauer Pinselbemalung
Dm.: 23 cm, Niederlande, 2. Hälfte 17. Jhd.

Marc Kühlborn

Im Spiegel des Tellers sind Kain und Abel zu sehen. Kain erschlägt seinen Bruder mit des „Esels Kinnbacken". Im Hintergrund stehen zwei Altäre mit Opferfeuern; Abels Feuer lodert in den Himmel, während Kains Opferfeuer niedergedrückt wird.
Der Teller mit der Darstellung des Brudermordes gehört in die Gruppe der niederländischen Fayencen. Im Gegensatz zur Warenart der „Altniederländischen Majolika" hat dieses Stück auf beiden Seiten eine zinnhaltige, opake Glasur. Zudem zeigen kleine Glasurabrisse auf der Unterseite eine andere Herstellungstechnik. Während die „Altniederländische Majolika" immer im offenen Feuer stand und die Gefäße mit dreifüßigen Stapelhilfen getrennt waren, ist dieser Fayenceteller in einer Muffel, einer Tonröhre, gebrannt worden. Dies kann man leicht an Hand der Glasurabrisse feststellen. Die „Altniederländische Majolika" besitzt immer auf ihrer Schauseite diese Abrisse. Bei der eigentlichen Fayence stammen die kleinen Abrisse auf der Unterseite von kleinen Tonstäbchen, mit deren Hilfe die Teller in den Röhren gestapelt wurden. Dafür besaßen die Muffeln drei Reihen von dreieckigen Löchern. Durch diese Löcher wurde jeweils ein Tonstäbchen geschoben und auf diese drei Stäbchen dann der Teller gesetzt. Die Technik der Bemalung und die Motivwahl datieren den Teller in die Zeit zwischen 1650 und 1730. Gerade religiöse Darstellungen sind in dieser Zeit beliebt. Im Museum für das Fürstentum Lüneburg werden noch weitere Teller mit religiösen Darstellungen aufbewahrt, so auch ein Teller mit der Jacobsleiter. Es wurden jedoch auch politische Aussagen mit dem Geschirr getroffen. Die Darstellung eines Mannes in Barockkleidung mit der Bezeichnung „PWD3" zeigt Prinz Wilhelm den Dritten von Oranien, einen Verfechter des protestantischen Glaubens. Seine Frau darf natürlich nicht fehlen. Eine Frauendarstellung mit der Bezeichnung PGMA lässt sich als PrinzGemahlin Margarete identifizieren.
Ein solcher Teller an der Wand oder auf der Tafel demonstrierte die politisch-religiöse Meinung des Besitzers.

Literatur: Marc Kühlborn, Ein Glas- und Keramikensemble der frühen Neuzeit aus Lüneburg. Archäologie und Bauforschung in Lüneburg 1, 1995, 7-127

„Herr Lutke von Dassel hat gebawet..."

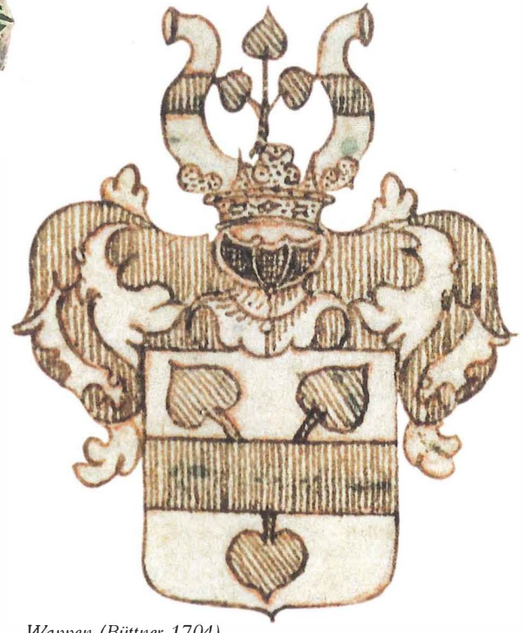
Fragmente einer Fensterscheibe mit dem Wappen der Familie von Dassel Große Bäckerstraße 26 Flachglas, emailliert, H.: 8 cm, B.: 7,5 cm, 1. Drittel 16. Jhd.

Marc Kühlborn

In Kloake 3 auf dem Grundstück „Große Bäckerstraße 26" fanden sich mehrere Fragmente eines bleiverglasten und emailbemalten Fensters. Einige dieser Fragmente können dem Wappen der Lüneburger Patrizierfamilie von Dassel zugerechnet werden. Die Familie von Dassel war von 1517 bis 1629 auf dieser Parzelle ansässig.
Die Bruchstücke zeigen einen mittelalterlichen Helm und ein Lindenblatt.
Die bemalten Fragmente sind mit der sogenannten Kröselzange in Form gebracht worden. Mit einer kleinen Zange werden kleine Splitter abgebrochen und das Glas so vor Ort bearbeitet. Diese Methode wurde im 16. und 17. Jahrhundert durch eine Schneidetechnik abgelöst. Dieses bestätigt nochmals die Datierung durch das Motiv.
Vermutlich befand sich das Wappen in einem Fenster des rückwärtigen Giebels. Dieser Giebel besaß im Erdgeschoß zwei großflächige Fenster. Lutke von Dassel, der das Haus 1516 erwarb, fügte mehrfach sein Wappen an dem Gebäude an. So ist überliefert, dass er ein Portal mit seinem Wappen und dem Wappen seiner ersten Ehefrau einbauen ließ. Dazu berichtet die Chronik des Jörg Hammerstede aus den Jahren 1589/90: „Daß Sprenck [Portal] von hauwe[n] Stein ann seiner Haußthür sol derzeit gestande[n] habenn 500 M[ark] lüb[isch]". Reste dieses Portals sind im Museum für das Fürstentum Lüneburg ausgestellt. Der Wert von 500 lübschen Mark entspricht ungefähr dem eines normalen Wohnhauses. Nach dem Tod seiner ersten Frau Gesche von Stöterogge heiratete Lutke 1527 Ilsabe von Sanckenstede. Sein Wappen und die seiner beiden Ehefrauen ließ er auf zwei Beischlagwangen verewigen.

Literatur: Marc Kühlborn, Ein Glas- und Keramikensemble der frühen Neuzeit aus Lüneburg. Archäologie und Bauforschung in Lüneburg 1, 1995, 7 - 127

Lindenblätter aus dem Wappen der Familie von Dassel



Wappen (Büttner 1704)

Die kopflose Anna Selbdritt

Große Bäckerstraße 26
dreiviertelplastische Figurengruppe, Gipsestrich, farbig gefasst
H.: 21cm, Lüneburg ?, 1. Drittel 16. Jhd.

Marc Kühlborn

Die kleine Figurengruppe mit Anna, Maria und dem Jesuskind wurde aus Gipsestrich geschaffen. Links steht Anna, rechts ihre Tochter Maria, die das nackte Kind trägt. Jesus nimmt aus einer Schale, die ihm Anna reicht, eine Frucht – einen Apfel. Einen zweiten Apfel hält er bereits in seiner anderen Hand. Die Hände der Frauen sind ungewöhnlich groß.
Auf einen Kern trug der Künstler im Antragverfahren Masse auf, gestaltete die Körper und formte die faltenreichen Gewänder. Allen drei Figuren fehlt der Kopf, der ehemals mit kleinen Holzdübeln auf dem Rumpf befestigt war. Von der ursprünglichen polychromen Fassung sind nur Reste von Zinnoberrot erhalten. Die Borten der Gewänder waren durch rötliches Blattgold hervorgehoben. Auch die Früchte in der Schale waren vergoldet. Nur unter dem Mikroskop sind weitere vergoldete Bereiche auf dem Gewand der heiligen Anna und dem Jesuskind zu erkennen.
Auf der Rückseite der Figurengruppe befindet sich ein Holzdübel. Die Standfläche ist geritzt, um vermutlich eine größere Standsicherheit zu erlangen. Vielleicht befand sich die Figurengruppe in einer Privatkapelle der Patrizierfamilie von Dassel. Solche Privatkapellen sind aus zwei Lüneburger Patrizierhäusern bekannt. Somit handelt es sich bei der Skulptur um ein privates Andachtsbild. Warum es schließlich in eine Kloake geworfen wurde, ist schwer zu beantworten. Es ist kaum anzunehmen, dass die Beschädigungen – es fehlen die Köpfe und ein Arm Mariens – von einer absichtlichen Schändung des Bildes in den Wirren der Reformation herrühren. Sowohl der Annen- als auch der Marienkult brechen mit der Reformation nicht ab. Im Haushaltsinventar des Nikolaus Tzerstede sind 1578, also fast 50 Jahre nach Einführung der Reformation in Lüneburg, noch zahlreiche Marienbilder und -figuren vorhanden. Der Künstler, der die kleine Figurengruppe schuf, ist unbekannt.

Literatur: Marc Kühlborn, Ein Glas- und Keramikensemble der frühen Neuzeit aus Lüneburg. Archäologie und Bauforschung in Lüneburg 1, 1995, 7 - 127

Bienenkorbhumpen mit Medaillonauflagen

Große Bäckerstraße 26
Steinzeug Waldenburger Art
H.: 25 cm, um 1600

Marc Kühlborn

Aus der Kloake 4 des Grundstücks „Große Bäckerstraße 26“ stammt ein großer Bienenkorbhumpen aus Steinzeug Waldenburger Art. Dieses in der Region um das sächsische Waldenburg gefertigte Steinzeug zeichnet sich durch einen sehr feinplastischen Scherben aus, der mit einer Salzglasur überzogen ist. Bereits im ausgehenden Mittelalter fertigte man in Waldenburg und Umgebung Steinzeug. Dieses für die Region frühe Steinzeug ist als Imitation des Steinzeugs Siegburger Art aus dem Rheinland anzusprechen.

Das hier vorliegende Objekt besteht jedoch aus einem Material, das eine eigenständige Entwicklung erfahren hat. Drei großflächige Wappenauflagen zieren das Gefäß: ein brandenburger, ein bischöflich-bayerisches und das kursächsische Wappen. In den Zwischenräumen sitzen kleine Auflagen, die einen geharnischten Mann zeigen. Diese Auflagen tragen die Datierung 1597, eine Entstehung in diesem Jahr oder kurz darauf ist wahrscheinlich.

Die Auflagen weisen das Lüneburger Gefäß in eine kleine Gruppe von ähnlichen Humpen, die hauptsächlich in Sachsen, aber in einem Fall auch in Uelzen gefunden wurden.

Die Bezeichnung Bienenkorbhumpen beruht auf der großen Ähnlichkeit mit Bienenkörben. Diese Krüge sind seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bis in das späte 17. Jahrhundert hinein beliebt. Dabei werden die Proportionen im Laufe der Zeit immer gedrungener. Die schlanke hohe Form setzt unser Gefäß dementsprechend in die Frühzeit der Produktion, dieses wird durch die Datierung auf den Auflagen bestätigt.

Literatur:
Marc Kühlborn, Ein Glas- und Keramikensemble der frühen Neuzeit aus Lüneburg. Archäologie und Bauforschung in Lüneburg 1, 1995, 7-127, Fred Mahler, Mitteldeutsches Steinzeug aus der Uelzener Altstadt. Uelzener Beiträge 12, 1992, 159-165

Bienenkorbhumpen (Zeichnung D. T. Le)

„...33 Ellen Leinenwandes..."
Eine Tuchplombe aus Leiden

Große Bäckerstraße 26
Blei, Dm.: 1,3 cm, Leiden, Niederlande, 17. Jhd.

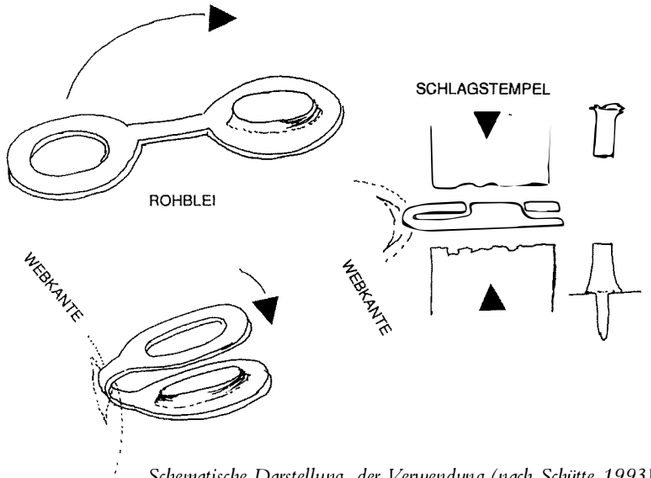
Marc Kühlborn

Lüneburger Wollweber stellten im 15. Jahrhundert mehrere Arten von Tuch her, u.a. braune, weiße und graue sowie kurze und lange Laken. Vermutlich waren diese Tuche in ihrer Qualität grob bis mittelfein. Über die Lüneburger Leinenweber ist nur wenig bekannt.
Zur Fertigung der Kleidung legte man aber auch Wert auf auswärtige Tuche. Auf dem Michaelismarkt handelten Gewandschneider und Tuchmacher aus Hamburg, Stade, Braunschweig, Hannover, dem Rheinland, aus Hessen und Holland. Auf diesem Markt wurden Tuche aus England, Leiden und Den Haag und Hosen aus Flandern angeboten.
Aus dem niederländischen Leiden stammt eine kleine Tuchplombe aus Blei. Auf der Vorderseite trägt sie die Beschriftung „33°°". Diese Längenbezeichnung bedeutet 33 Ellen der Stoffbahn, die mit dieser Plombe versehen war, ungefähr 20-22 m. Die Angabe ist deswegen so ungenau, da in Europa eine ganze Reihe von gleichnamigen Längenmaßen in Gebrauch waren. Die Länge der Elle schwankt dabei zwischen 63 und fast 69 cm. Vermutlich ist hier die Amsterdamer Elle mit einer Länge von 68,8 cm zu Grunde gelegt. Die Rückseite trägt die Buchstaben „GDF" und die Umschrift „LEYDEN". Dies belegt den Produktionsort Leiden, die Buchstabenkombination „GDF" kann entweder für einen Hersteller oder für eine Qualitätsstufe stehen.
Die Tuchplombe, die mit großer Wahrscheinlichkeit in das 17. Jahrhundert datiert, belegt den regen Handelskontakt mit den Niederlanden. Obwohl das 17. Jahrhundert durch Kriege geprägt war und sich zudem andere Wirtschaftsformen durchsetzten, ist auch am Ende der Hansezeit der Fernhandel in dieser alten Wirtschaftsregion noch von großer Bedeutung. Gerade für Binnenstädte wie Lüneburg bildeten die Niederlande ein Tor zur Welt.

Literatur: Marc Kühlborn, Ein Glas- und Keramikensemble der frühen Neuzeit aus Lüneburg. Archäologie und Bauforschung in Lüneburg 1, 1995, 7 - 127
Sven Schütte, Tuchplomben als städtische Zeichen. Das Fallbeispiel Göttingen. Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums 1993, 135-141
Klaus Tidow, Spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Textilfunde aus Lüneburg. Archäologie und Bauforschung in Lüneburg 1, 1995, 175-187

Rückenansicht der Tuchplombe mit der Umschrift (LEYDEN)

Vorderansicht



Schematische Darstellung der Verwendung (nach Schütte 1993)

Margariten, Chrysanthemen und Käfer

Große Bäckerstraße 27, Fayenceteller, altniederländische Majolika, blaue Pinselbemalung Blumen und Insekt Dm.: 32,5 cm, Niederlande, 2. Hälfte 17. Jhd.

Marc Kühlborn

Der Teller zeigt als zentrales Motiv eine Waldszene mit einem großen Insekt, der Rand ist mit Blumenmotiven geschmückt. Auf dem Spiegel sind drei Abrisspunkte einer Stapelhilfe zu sehen. Während die Schauseite mit einer deckend weißen Zinnglasur versehen ist, befindet sich auf der Unterseite nur eine blaugraue Bleiglasur. Sowohl die Machart als auch die Verzierung verweisen auf eine Entstehung in den Niederlanden im späten 17. Jahrhundert. Dort wird diese Warenart als „Altniederländische Majolika" bezeichnet.

Die Motive muten für eine europäische Herstellung etwas exotisch an und wirklich stehen das Motiv und die Ausführung im Zusammenhang mit dem ostasiatischen Porzellan.

Nachdem es niederländischen Kriegsschiffen in den Jahren nach 1600 gelungen war, spanische Handelsschiffe voll mit Porzellan zu erobern und diese Beute kurz darauf in Amsterdam öffentlich versteigert wurde, übernahmen und professionalisierten holländische Kaufleute den Porzellanhandel mit China. Schon bald wurde in China speziell für den europäischen Markt produziert. Dabei griff man auch auf die Darstellungen von Margeriten und Chrysanthemen zurück, diese wurden mit exotischen Urwaldszenen kombiniert. Angefeuert durch den Import von chinesischem Porzellan, das nur in begrenztem Maß zur Verfügung stand, entwickelte sich in den Niederlanden eine eigenständige Fayenceproduktion mit typisch europäischen Motiven. Im späteren Verlauf des 17. Jahrhunderts kam es in China aber zu innenpolitischen Spannungen, wodurch die Porzellanherstellung fast völlig zum Erliegen kam. Inzwischen war in Europa bereits ein Markt entstanden, dem nun der Nachschub fehlte. Versuche mit japanischem Porzellan schlugen fehl, unter anderem auch, weil sich die japanischen Produzenten weigerten, auf die europäischen Kundenwünsche einzugehen. Hier sprangen nun die niederländischen Fayencemanufakturen in die Lücke, sie passten ihre Produktion der Motivwahl der chinesischen Produktion an. So kommt es nun, dass sich auf der „Altniederländischen Majolika" eine europäische Nachahmung einer chinesischen Darstellung europäischer Blumen findet. Das Motiv hat von Europa seinen Weg nach China gefunden, wurde dort umgesetzt und dann in Europa wieder dem nun chinesischen Vorbild angepasst.

Literatur: Hela Schandelmaier, Niedersächsische Fayencen. Die niedersächsischen Manufakturen in Braunschweig, Hannoversch Münden und Wrisbergholzen. Hannover 1993

Grapen, Teller und Salbentöpfe „mit blawer Farbe verzieret"

Große Bäckerstraße 27
Arnstädter Fayence
Blaue Pinselbemalung, Arnstadt, Thüringen, 17. Jhd.

Marc Kühlborn

Im Fundmaterial tauchen immer wieder Gefäße auf, die mit blauen Spiralmotiven bemalt sind. Bereits seit geraumer Zeit sind aus dieser Warenart Apothekengefäße bekannt. Viele dieser Salbengefäße haben sich obertägig, d. h. in Apotheken, Haushalten und Museen erhalten. Lange Zeit nahm man an, dass sie im fränkischen Creussen gefertigt wurden. Erst das vermehrte Auftauchen von anderen Gefäßformen und die Forschungen im thüringischen Arnstadt führten dazu, dass man heute den Herstellungsort dort lokalisieren kann. In Arnstadt entstand unabhängig von anderen Einflüssen eine eigenständige Fayenceproduktion, die durch die Formgebung und die Motivwahl auffällt. Typisch sind Spiralen und Blumenmotive, wobei das Motiv der geschlossenen und geöffneten Tulpe vorherrschend ist. Inzwischen kennen wir Teller, Pokale, Salbengefäße, Schalen, Sirupkannen und sogar Grapen aus Arnstädter Fayence. Diese Fayenceproduktion ist relativ kurzlebig, vom Ende des 16. Jahrhunderts bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts wird die Ware produziert.
Die hier vorgestellten Funde zeigen die typischen Verzierungen in Form von Tulpendarstellungen. Sie gehört mit ihren Motiven in den Beginn des 17. Jahrhunderts.
Den Löwenanteil bilden aber die Salbengefäße, die in zahlreichen Kloaken gefunden wurden. Sie wurden sowohl für medizinische als auch für kosmetische Salben genutzt.
Der Fundort ist insofern bemerkenswert, als wir in dieser Kloake eine Vielzahl von Fayenceobjekten gefunden haben. Unser Bestand an Arnstädter Fayence hat sich dadurch mehr als verdoppelt. Zudem lagen in dieser Kloake noch zahlreiche Stücke der Altniederländischen Majolika.

Literatur: Arnstädter Fayencen des 17. Jahrhunderts. Eine Ausstellung des Thüringer Museums Eisenach. Eisenach 1997

Apothekergefäße

Gehobenes Tafelgeschirr

Durstige Kleinschmiede

An den Brodbänken 3, Mehrpassgefäße, harte Grauware
H.: 14,5 cm, 15-16 cm, 14./15. Jhd.
Schmelztiegel, Technische Grobkeramik
H.: 3-16 cm, 16./17. Jhd.

Karola Kröll

Im Zuge des Kaufhausneubaus 1993 wurde auf dem Grundstück „An den Brodbänken 3" neben einigen Gruben auch eine Kloake untersucht.In der Kloake fanden sich neben neuzeitlicher Keramik auch mittelalterliche Gefäße, die in Lüneburg bisher selten geborgen wurden. Zwei vollständig erhaltene sogenannte Mehrpassgefäße sollen näher vorgestellt werden. Bei der harten Grauware handelt es sich um scheibengedrehte, reduzierend gebrannte Irdenware. Sie erhält ihre typische schwarze bzw. dunkelgraue Scherbenfarbe dadurch, dass am Ende des Brandes der Töpferofen verschlossen wird, so dass kein Sauerstoff mehr eindringt. Der eigentlich rote Scherben wird dann dunkel. Die Gefäße besitzen einen Standboden und den namengebenden Wellenrand mit vier bzw. fünf Einbuchtungen. Gleich unter dem Rand sitzt ein kleiner Bandhenkel. Die Gefäße gehören zu einer Gruppe, die nicht nur in Niedersachsen weit verbreitet war. Diese Gefäßform findet sich in vielen Varianten bei Irdenwaren und Steinzeugen. Es handelt sich um Trinkgefäße, aus denen sehr wahrscheinlich Bier konsumiert wurde.

In der gleichen Kloake fanden sich auch neun kleine Schmelztiegel. Sie sind aus einem schamottartigen Ton, der feuerfest ist, hergestellt. Die Tiegel haben unterschiedliche Größen, die Form ist jedoch bei allen gleich. Am Boden besitzen sie einen runden Querschnitt, der sich nach oben hin zu einem Dreieck verändert. So lassen sie sich in jeder Position gut mit einer Zange greifen und über die scharfen Ecken kann man ihren Inhalt zielgenau in Formen gießen.

Im 16. und 17. Jahrhundert lässt sich auf dem Grundstück die Familie Freese nachweisen, deren Mitglieder als Kleinschmiede gearbeitet haben. Dieser Tiegeltyp ließ sich auch in anderen Kloaken finden, in keiner anderen jedoch in dieser großen Menge.

Literatur: Sonja König, Mehrpaßkeramik – Eine spätmittelalterliche Form des Tafelgeschirrs in Deutschland und angrenzenden Gebieten, mit einem Verbreitungsschwerpunkt zwischen Hannover und Magdeburg. In: Stephan u. Wachowski: Neue Forschungen zur Archäologie des Mittelalters in Schlesien und Niedersachsen. Wroclaw 2001, 167-185

Mehrpassgefäß der grauen Irdenware

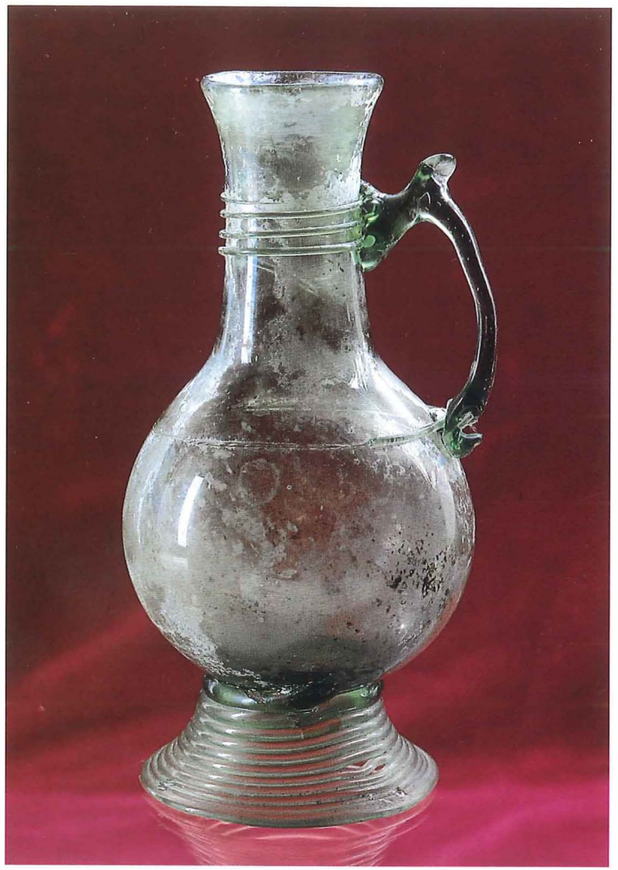
Gusstiegel

Glaskännchen

Große Bäckerstraße 27
Waldglas mit plastischer Fadenauflage
H.: 12,8 cm, Fußdm.: 5,5 cm, um 1600

Peter Steppuhn

Glückliche Fundumstände bescherten uns aus einer Kloake in der Großen Bäckerstraße dieses nahezu vollkommen erhaltene Glaskännchen (lediglich ein kleiner Teil der Fadenauflage ist abgeplatzt). Das anmutige Gefäß steht mit seinem bauchigen Körper auf einem elffach gesponnenen Fuß, der, am Boden ansetzend, durch spiraliges Aufwickeln eines Glasfadens hergestellt wurde. Nachdem im oberen Teil des Gefäßbauches und am Hals dünne plastische Fadenauflagen als Dekor aufgelegt worden waren, wurde auf diese eine Handhabe in Form eines geschwungenen Henkels mit Daumenruhe angebracht. Die leicht geweitete Mündung ist absolut rund, und da kein Ausguss ausgezogen ist, lässt sich annehmen, dass das Kännchen mit einem Stopfen verschlossen war. Das wiederum führt zu dem Schluss, dass sich ehemals eine hochprozentige Spirituose in dem Gefäß befunden hat, die der vornehmen Tafelrunde nach einem üppigen Essen als Digestif ausgeschenkt wurde.
Auch wenn das Kännchen aus einfachem Waldglas besteht, keinen farbigen Dekor besitzt und relativ schnell hergestellt worden sein dürfte, so ist es doch ein eher selten anzutreffendes Stück, dazu noch in dieser sehr guten Erhaltung. Die Glasfarbe und der gewickelte Fuß weisen darauf hin, dass wir es hier mit dem Erzeugnis einer deutschen, vermutlich niedersächsischen Glashütte zu tun haben. Der mehrfach gesponnene Fuß findet sich ebenso an anderen Glasgefäßen wie an Bechern, vor allem aber an frühen Römern, den Berkemeiern wieder, die ebenfalls in die Zeit vom Ende des 16. bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts datieren.
Gläserne Schenkgefäße sind seit römischer Zeit bekannt. Im Mittelalter wurden sie nördlich der Alpen seit dem Ende des 13. Jahrhunderts u. a. in den Argonnen und später auch in süd- und mitteldeutschen Glashütten hergestellt. Im Verlauf archäologischer Ausgrabungen sind Kannen und Krüge vor allem aus solchen Fundkomplexen bekannt, die ehemals sozial höher stehenden Personenkreisen, wie Adligen, Klerikern und dem gehobenen Bürgertum zuzurechnen sind. Auch auf zeitgenössischen Gemälden des ausgehenden Mittelalters finden sich Glaskannen vornehmlich auf den Tischen vornehmer Gesellschaften oder in biblischen Szenen, zum Beispiel beim Engelskonzert auf dem Isenheimer Altar von Matthias Grünewald (1515).



Literatur: Erwin Baumgartner u. Ingeborg Krueger, Phönix aus Sand und Asche. Glas des Mittelalters. München 1988, 327-328
Thomas Dexel, Gebrauchsglas. Gläser des Alltags vom Spätmittelalter bis zum beginnenden 20. Jahrhundert. München 3 1995, 87-93
Harold E. Henkes, Glas zonder glanz. Vijf eeuwen gebruiksglas uit de bodem van de Lage Landen 1300-1800, in: Rotterdam Papers 9, Den Haag 1994, 223-230
Franz Rademacher, Die deutschen Gläser des Mittelalters. Berlin 1933, 73-74

Kelchglas mit Christus-Darstellung

Große Bäckerstraße 26
Farbloses Glas mit Emailbemalung und Goldblattauflage
H.: 14,5 cm, Mündungsdm.: 9,1 cm, Böhmen, 2. Hälfte 16. Jhd.

Peter Steppuhn

Im Verlauf der Grabungen „Große Bäckerstr. 26" im Juni 1991 wurde ein nahezu vollständig erhaltenes Kelchglas geborgen, das auf Grund seiner farblosen Glasmasse und des Dekors als wertvolles Stück einzuordnen ist. Das Gefäß mit trichterförmiger Kuppa, massivem Nodus zwischen zwei Scheiben und leicht ansteigender Fußplatte besteht interessanterweise aus zwei verschiedenen Glassorten. Während Fuß und Kuppa aus farbloser, leicht manganstichiger Glasmasse gefertigt wurden, weisen Nodus und Scheiben einen Gelbstich auf. Dies ist selten, aber nicht ungewöhnlich und liegt in der Produktionstechnik begründet. Vermutlich waren zwei Glasarbeiter mit der Herstellung des Glasgefäßes beschäftigt, die ihr Arbeitsmaterial aus verschiedenen Glashäfen im Ofen entnahmen. Der Mündungsdekor des Glasgefäßes besteht aus einem 1,5 cm breiten Band aus blauen, weißen und gelben Emailpunkten, in das auf die Spitzen gestellte Goldblattquadrate eingelegt wurden. Unter diesem Dekor befindet sich das eigentliche Motiv, der gekreuzigte Jesus am T-förmigen Kreuz und gegenständig angebracht, ebenfalls am T-förmigen Kreuz, die Eherne Schlange. Zwischen diesen konturierten und detailreichen Darstellungen befinden sich Maiglöckchen mit kleinen Blüten und schmalen Blättern. Durch die Lagerung in der Kloake haben sich die Farben der Emailmalereien zum Teil verändert. Ansatzweise zu erkennen sind aber noch das Braun der Kreuze, das Inkarnat des Gekreuzigten, das Weiß der Schlange und der Maiglöckchenblüten sowie das Gelbgrün der Blätter und der Stängel.

Religiöse Motive auf Glasgefäßen gehören zum üblichen Motivvorrat mitteleuropäischer Glasmaler seit dem späten 13. Jahrhundert. Die hier gezeigte Gegenüberstellung des gekreuzigten Jesus und der sich um das Kreuz windenden Schlange begegnet uns bisweilen in Armenbibeln, ist jedoch auf Glasgefäßen selten. Das Motiv der Ehernen Schlange als Heil- und Lebenssymbol basiert auf einer Erzählung im Alten Testament, in der es um die Errettung des zweifelnden Volkes Israel aus der Wüste geht (4. Mose 21, 4-9). Gott fordert Mose auf: „Mache dir eine eherne Schlange und richte sie an einer Stange hoch. Wer gebissen ist und sieht sie an, der soll leben." Jesus bezieht das Zeichen der Ehernen Schlange ebenso auf sich: "Gleich wie Mose eine Schlange erhöht hat, also wird auch

Vorderansicht Christus am Kreuz

Rückansicht Eherne Schlange

der Ehernen Schlange ebenso auf sich: "Gleich wie Mose eine Schlange erhöht hat, also wird auch des Menschen Sohn erhöht werden, auf dass alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben" (Joh. 3, 14-16). Dem Glasmaler ging es also darum, dem Betrachter des Glases das Erlösungswerk Christi zu verdeutlichen.
Die Form des Kelchglases entspricht venezianischen Vorbildern der Zeit um 1550. Das Glas wird zwischen 1550 und 1600 in einer Glashütte nördlich der Alpen hergestellt worden sein, die à la façon de Venise arbeitete. Vergleichbare Glasgefäße sind für diesen Zeitraum aus Frankreich, Süddeutschland und Böhmen bekannt. Die Ausführung des Mündungsdekors und das Maiglöckchenmotiv machen die Entstehung in einer böhmischen Hütte jedoch am wahrscheinlichsten.

Literatur: Suzanne Gaynor, French Enameled Glass of the Renaissance. in: Journal of Glass Studies 33, 1991, 42-81
Marc Kühlborn, Ein Glas- und Keramikensemble der frühen Neuzeit aus Lüneburg.
in: Archäologie und Bauforschung in Lüneburg 1, Lüneburg 1995, 67-68
Edgar Ring, Ein emailliertes Kelchglas aus einer Kloake in Lüneburg. in: Journal of Glass Studies 35, 1993, 153-155

Napfkacheln als Spuren einer „Caminata"

Salzbrückerstraße 18
uneinheitlich gebrannte Irdenware
hart gebrannt, Scherben lehmbraun, quarzgrau bis braunbeige
Boden und Außenseite bis zum Rand partiell verrußt
H.: ca. 12 cm, Rdm.: ca. 16 cm, Bdm.: 9,5 cm, 13. Jhd.

Joachim Stark

Zu den besonderen Funden gehören sicherlich die vier vollständig erhaltenen Ofenkacheln. Gefertigt auf der schnellen Drehscheibe gehören sie zum Spektrum der uneinheitlich gebrannten, harten Irdenware. Da der Mündungsdurchmesser dieser Gefäßkacheln ihre Höhe übersteigt, werden sie hier als Napfkacheln bezeichnet. Auf der Suche nach vergleichbaren hochmittelalterlichen Gefäßkacheln zeigt sich, dass im weiten Umkreis nur zylindrische, meist hochschlanke Becherkacheln des späten 12. und 13. Jahrhunderts bekannt sind. Zwar finden sich unter ihnen auch Beispiele mit identischer Randbildung und Bodenkniffen, so aus Lübeck, dendrochronologisch datiert nach 1186/87. Parallelen zur konisch-gedrungenen Form unserer Funde fehlen jedoch.
Weitgehend identische Vergleichsbeispiele liegen aus Südwestdeutschland und der Schweiz vor. Diese besonders von nordwestschweizer Burgen bekannten Napfkacheln datieren in das späte 12. Jahrhundert. Eine etwas jüngere Typengruppe läuft dort vom dritten Viertel des 13. bis in das 14. Jahrhundert hinein. Derartige Napfkacheln sind auch bei den Altstadtgrabungen in Konstanz gefunden worden.
Machart und Brandhärte setzen die Lüneburger Napfkacheln von den weicher gebrannten, langsam gedrehten Lübecker Becherkacheln des späten 12. Jahrhunderts ab. Andererseits erscheint eine Datierung in das 14. Jahrhundert wenig wahrscheinlich, da zu dieser Zeit graue Gefäße die älteren, uneinheitlich gebrannten Warenarten abgelöst hatten. Trotzdem gilt es zu bedenken, dass wir es bei unseren Funden mit einer technischen Spezialkeramik zu tun haben, deren Warenart mit der Entwicklung der Gebrauchsgefäße, die gänzlich anderen Ansprüchen genügen mussten, nicht unbedingt parallel lief.
Da geographisch näher gelegene Vergleichsbeispiele fehlen, bleibt vorerst das 13. Jahrhundert als weiterer Datierungsrahmen für die Lüneburger Ofenkacheln.

Wie sahen nun die Öfen aus, in deren Lehmmantel die Kacheln eingebaut waren? Die verrußte Außenseite der Lüneburger Napfkacheln zeigt, dass sie wohl bis zum Rand in die Wandung eingelassen waren. So wurde eine größere wärmeabstrahlende Oberfläche erreicht. Diese Beobachtung entspricht den frühen Ofendarstellungen, etwa einem um 1300 entstandenen Fresko aus Zürich. Dort waren Kacheln in der gewölbten Kuppel und im quaderförmigen Unterbau, dem Feuerkasten, eines wohl brusthohen Vorderladeofens verbaut. Wiederholtes Aufheizen und Abkühlen führte in der Wandung zu Spannungen, die eine wohl nur 10 - 20jährige Lebensdauer dieser Öfen zur Folge hatten. Folgt man den zeitgenössischen Darstellungen, so waren für ihren Wiederaufbau leicht über 100 Kacheln nötig. Gewiß wurden dabei auch alte Kacheln wiederverwendet. Wie die Lüneburger Ofenkacheln aber in die durchweg jüngere Kloakenfüllung gelangten, bleibt ungeklärt. Vielleicht waren sie mehrfach an der Rückseite verschiedener Öfen verbaut, vielleicht dienten sie auch nur als Boden- oder Wandfüllung.

Mit den Kacheln des 13. Jahrhunderts aus der Salzbrückerstraße 18 finden wir den ältesten archäologischen Hinweis auf eine Kachelofenheizung in Lüneburg. Archivalisch ist dort die rauchfrei beheizbare Stube als „caminata“ erstmals 1333 überliefert. Ob dieser Raum nun mit einer Heißluftheizung oder einem Kachelofen beheizt wurde, wird nicht erwähnt. Überregional ist jedoch im städtischen Bereich spätestens im 13. Jahrhundert mit der allgemeinen Verbreitung von Kachelöfen auch im bürgerlichen Milieu zu rechnen. Eine frühe Bebauung der mit 182 m² großzügig dimensionierten Parzelle Salzbrückerstraße 18 mit einer hölzernen oder aus Stein errichteten Kemenate wäre daher denkbar.

Ein heymelich Gemach in der Salzbrückerstraße
Ofenkacheln, Gläser und mehr

Salzbrückerstraße 18, baubegleitende Untersuchung, 1992

Joachim Stark

Unverhofft kommt oft. Diese alltägliche, auch den Arbeitsalltag der Archäologen bestimmende Erkenntnis fand 1992 in der westlichen Altstadt Lüneburgs ihre erneute Bestätigung: Während der Arbeiten für einen Neubau auf der Parzelle Salzbrückerstraße 18 wurde ein rechteckiger, gut 1,3 x 2,4 m messender Schacht entdeckt. Seine gemörtelte Wandung aus Backsteinziegeln im Klosterformat ruhte in einer Tiefe von 0,85 m auf vier Eichenholzbalken. Die Balken waren miteinander verzahnt und mittels Holznägeln verbunden. Wenige Meter entfernt in Höhe der Oberkante dieses Befundes lagen die Reste eines Backsteinpflasters und ein Holzfass. Historische Fotografien zeigen, dass Pflaster und Fass von dem zur Salzbrückerstraße hin orientierten Hauptgebäude des 16./17. Jahrhunderts überbaut waren. Dagegen lag der Schacht unter einem Flügel- oder Nebenbau im rückwärtigen Teil der Parzelle. Da die schon lange abgebrochenen Gebäude bauhistorisch nicht untersucht wurden, sind Bemerkungen zur Lage der Grabungsbefunde spekulativ. So kann der Schacht im Flügelbau, ebensogut aber auch im hinteren, unbebauten Parzellenbereich gelegen haben.

Über die Besitzer der Parzelle wissen wir wenig. Die Steuerlisten im Lüneburger Stadtarchiv nennen 1536 einen Itzenplitz. Möglicherweise finden sich Verbindungen zu dem nahegelegenen Brauhaus Salzbrückerstraße 10, das seit 1517 ebenfalls im Besitz der Familie Itzenplitz war.

Quasi unter der Baggerschaufel gelang es der Stadtarchäologie, unter Mithilfe freiwilliger Helfer die Befunde zu dokumentieren und die Funde zu bergen. Die sehr kompakte, am Fuß des Schachtes schon im Grundwasser liegende Verfüllung bestand aus Fäkalien und Küchenabfällen. Das darin liegende, zeitlich weit gestreute Fundspektrum bildet einen Schwerpunkt im 15. und frühen 16. Jahrhundert und repräsentiert die Funktionsbereiche zugehöriger Haushalte: Das Heizen und damit die Architektur mit Ofenkacheln, Küche und Tafel mit Grapen und Trinkgefäßen, aber auch die persönlichen Bereiche der Nutzer wie der Bekleidung durch Lederschuhe und Textilien sowie des Sparens mit einer Spardose. Dazu treten als Zeugen einer hauswirtschaftlichen Tätigkeit ein Reisigbesen, Schlachtabfälle sowie Reste der Herstellung von Fruchtmark, Kompott oder Fruchtsaft aus Süßkirschen.

Rechteckige Kloake

Weggeworfene Kacheln mit Kirschkernen

Während die Fäkalien die letzte Nutzung des Schachtes als Kloake belegen, ist im Vergleich mit diesen sonst größer dimensionierten, trocken gemauerten runden Anlagen Lüneburgs eine andere Primärfunktion – etwa als Abfall- oder Vorratsgrube – wahrscheinlich.

Ein Stangenglas aus Böhmen

Salzbrückerstraße 18
Schwach grünes Waldglas
Erhaltene H.: 19,5 cm, Böhmen, um 1400

Joachim Stark

Das böhmische Stangenglas ist mit kleinen, z.T. schneckenhausförmig abgedrehten Nuppen und einem Halsfaden verziert. Das weitgehend entfärbte Waldglas ist optisch mit breiten, senkrechten Riefen geblasen. Seine Fußscheibe ist abgekniffen.
Aus einer Vielzahl durch Korrosion angegriffener Scherben ließ sich dieses hervorragende Beispiel eines Stangenglases aufwändig rekonstruieren. Mit seiner an die gotische Stilistik angepaßten Verzierung gehört es zu den charakteristischen Trinkgefäßen des späten Mittelalters. Ursprünglich wohl aus Syrien und Palästina stammend wurde diese Form - vielleicht durch rückkehrende Kreuzritter vermittelt - Ende des 13. Jahrhunderts in Europa bekannt. Die Produktion der bis 45 cm hohen, mit zahlreichen kleinen Nuppen versehenen Gläser scheint in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts und in der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts eine Spezialität böhmischer Hütten gewesen zu sein. Diese böhmischen Stangengläser wurden bis nach Norddeutschland und Skandinavien verhandelt. Mit ihrer fast farblosen Glasmasse unterscheiden sie sich von den in mittel- und norddeutschen Glashütten gefertigten Stangengläsern des 15. Jahrhunderts aus grünlichem Waldglas.
Ursprünglich gelang es wohl nur den Venezianern, ein wirklich farbloses Glas, das sogenannte Cristallo, herzustellen. Um ähnlich qualitätvolle Gläser zu erzeugen, versuchten die Glashütten nördlich der Alpen schon im 13. Jahrhundert, die grüne Grundfärbung des Waldglases zu beseitigen. Trotzdem blieb auch nach Zugabe von Mangandioxid, der sogenannten Glasmacherseife, fast immer ein Grünstich zurück. Ein besonderes Merkmal unseres Stangenglases stellt seine breit geriefte Wandung dar. Diese wellige Oberfläche entstand durch das Einblasen der glühenden Glasblase in eine gemusterte Hohlform. Nach dem Herausnehmen der nun ebenfalls gemusterten Glasblase wurde sie erneut aufgeblasen, so dass die Muster nur noch durch die Lichtbrechung in der Gefäßwandung zu erkennen sind. Das derart „optisch geblasene" Gefäß wurde nun mit einer Vielzahl kleiner Nuppen und dem plastisch umlaufenden Halsfaden verziert.

Besonders erwähnenswert ist der Ansatz der wohl nach einer Beschädigung sorgfältig abgekniffenen Fußscheibe. So blieb das Gefäß standfähig und, wie frühneuzeitliche Stilleben zeigen, weiterhin als Bierglas verwendbar.

Literatur: Erwin Baumgartner u. Ingeborg Krueger: Phönix aus der Asche. Glas des Mittelalters. München 1988

Am Sande 11-12 / 13-15

Bauvorbereitende Untersuchungen, 1993-1994

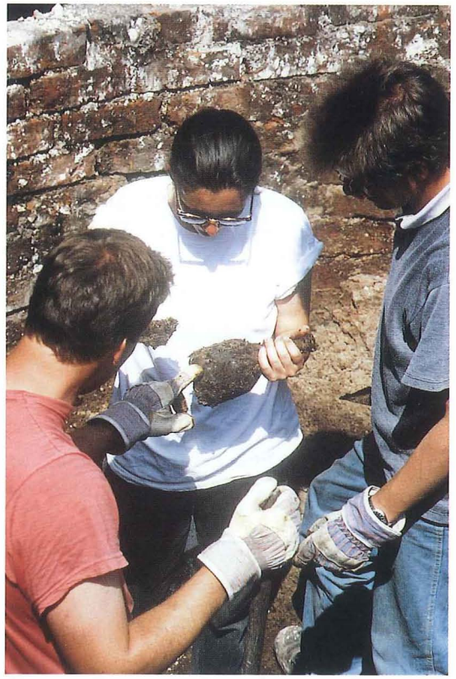
Marc Kühlborn

Bei zwei Neubauten im Bereich zwischen Kalandstraße und Am Sande konnten zwei archäologische Untersuchungen durchgeführt werden. Die erste Grabung 1993 steht im Bezug zum Erweiterungsbau der Sparkasse „Am Sande 13-15", dabei kamen Reste der 1907 auf dem Grundstück errichteten Essigfabrik zum Vorschein, aber auch Abfallgruben des 13. und 14. Jahrhunderts. In den letzten Tagen der vierwöchigen Maßnahme wurde eine Kloake entdeckt, die bis in das späte 18. oder frühe 19. Jahrhundert genutzt wurde. Die Kloake war aus segmentförmigen Backsteinen aufgemauert, ihr Durchmesser von 3,6 m macht sie zu einer der größten im gesamten Stadtgebiet.

Als zweite Maßnahme konnte im Sommer des folgenden Jahres auf dem Nachbargrundstück „Am Sande 11/12" ein Bereich untersucht werden, der mit einem Wohnhaus überbaut werden sollte. Dabei wurden wiederum kleine Entsorgungsgruben des Mittelalters und der frühen Neuzeit aufgedeckt. Auf dem Gelände fand sich auch eine Kloake, die ähnliche Ausmaße besaß, wie die auf dem Nachbargrundstück, bei einem Durchmesser von 3,3 m und einer erhaltenen Tiefe von etwa 3 m konnte hier ein Volumen von mindestens 25 m³ erfasst werden. Die obersten Schichten bestanden aus Bauschutt, der bei Aufgabe der Kloake eingefüllt wurde. Darunter folgte eine Schicht aus torfighumosen Material, in der sich Keramik des Mittelalters und der frühen Neuzeit fand, hauptsächlich „Harte Grauware" und Steinzeug Siegburger Art. Die darunter liegende Schicht aus grünlicher Fäkalmasse war mit organischen Abfällen, Glasfragmenten und größeren Leder- und Holzobjekten durchsetzt.

Bei der Anlage handelt es sich definitiv um eine primäre Kloake, d.h. ein Objekt, das zur Entsorgung angelegt wurde. Keinesfalls handelt es sich um einen Brunnen, der sekundär zur Kloake gemacht wurde. Dafür spricht, dass der charakteristische Unterbau aus Holz und Kies, der sich fast immer bei Brunnen findet, fehlt. Zudem reicht die Kloake auch nicht in die wasserführenden Schichten. Auch bei der Annahme eines anderen Grundwasserspiegels sind Brunnenbefunde in Lüneburg erheblich tiefer angelegt.

Die große Kloake während der Ausgrabung



Eine erste Bestimmung der Funde am Fundort

Mineralwasserflaschen

Am Sande 11-12
Steinzeug Westerwälder Art, Stempelaufdruck der Brunnenorte
H.: ca. 30 cm, Westerwald, 18. Jhd.

Marc Kühlborn

Die Mineralwasserflaschen sind eine Objektgruppe, die sehr häufig im Fundgut auftaucht. Mineralwasser wird bereits seit dem ausgehenden 16. Jahrhundert in Flaschen verschickt. Erst seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts wurden für diesen Zweck Mineralwasserflaschen aus Steinzeug genutzt. Recht schnell bürgerte es sich ein, diese Flaschen auch mit einem Stempel zu versehen, der eine Angabe über den Inhalt machte. Die Steinzeugflaschen waren reine Einwegprodukte, es war viel zu teuer, die leeren Flaschen wieder zum Abfüller zurückzubringen und dort neu befüllen zu lassen. Für knapp 200 Jahre war die Steinzeugflasche mit dem Stempelaufdruck „SELTERS" quasi das Synonym für Mineralwasser, auch heute noch wird Mineralwasser umgangssprachlich als Selterswasser bezeichnet. Obwohl z.T. erhebliche Unterschiede im Scherbenbruch bestehen, sind die Mineralwasserflaschen zum großen Teil im Westerwald gefertigt worden. Aufgrund von Verkaufsregelungen sind viele Flaschen nicht nur mit einem Stempel, der den Inhalt beschreibt, versehen, sondern haben zusätzlich noch einen weiteren Stempel, der den Herstellungsort angibt. „HD" steht z. B. für das Dorf „Haiderbach" im Westerwald.
In Lüneburg sind diese Funde recht häufig, wir finden immer wieder Fragmente oder vollständige Exemplare dieser Flaschen. Doch nicht nur aus den noch heute bekannten Brunnenorten wurde Mineralwasser in die alte Salzstadt geliefert. Auch aus dem böhmischen Seidschitz erreichte sogenanntes Bitterwasser die Bevölkerung. Der Verzehr von Mineralwasser folgt einem Trend, der schon im 16. Jahrhundert seinen Start fand. Seit dieser Zeit trinken die Menschen Mineralwässer, um Heilung oder Linderung ihrer Beschwerden zu erreichen.

Literatur: Bernd Brinckmann, Zur Datierung von Mineralwasserflaschen aus Steinzeug. Keramos 1982, 7-36
Bernd Thier, Die spätmittelalterliche und neuzeitliche Keramik des Elbe-Weservmündungsgebietes. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte der Keramik. Probleme der Küstenforschung im südlichen Nordseegebiet 20, Oldenburg 1993, 168-172

Sechs Mineralwasserflaschen

Stempel (SELTERS) CT = Churtrier

Auf der Altstadt 29

Baubegleitende Untersuchung und Ausgrabung 1991-1995

Karola Kröll

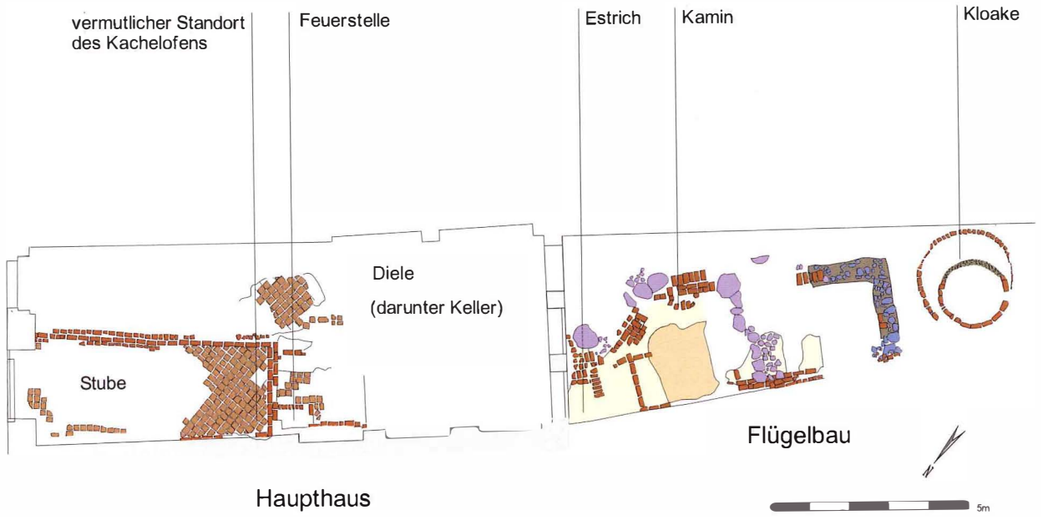
In den Jahren 1991 bis 1995 konnte die Stadtarchäologie Lüneburg als eine der ersten Maßnahmen das Haus „Auf der Altstadt 29“ unterhalb der Michaeliskirche durch Ausgrabungen und baugeschichtliche Untersuchungen umfassend erforschen. Neben den zahlreichen Funden belegen auch schriftliche Quellen, dass hier vom frühen 16. bis in das 18. Jahrhundert hinein Töpfer lebten und arbeiteten.

Bei Sanierungsarbeiten waren zunächst Teile eines Terrakottaportals, Tonmodel und Ofenkacheln entdeckt worden. Im Erdgeschoss des Hauses bargen die Mitarbeiter der Stadtarchäologie hochwertige Kacheln eines abgerissenen Kachelofens des frühen 17. Jahrhunderts. Im Hofbereich konnte ein abgerissener Flügelbau freigelegt werden. Die im hinteren Bereich des Grundstücks entdeckte Kloake mit einem Durchmesser von 2 m wurde bis in eine Tiefe von etwa 4 m vollständig ausgegraben. Sie gehört zu den tiefsten in Lüneburg erforschten Anlagen. Neben dem normalen Haushaltsmüll fanden sich hier auch die Abfälle aus der Töpferei wie Fehlbrände, Werkzeuge oder Stapelhilfen.

Die Funde geben nicht nur Auskunft über Alltagsleben und soziale Stellung der Töpfer, sondern auch über ihre Handelsbeziehungen und ihr handwerkliches Können.

Alle nun kurz beschriebenen Objekte stammen aus der Kloake.

Literatur: Karola Kröll, „... allwo da löbl.e Toppferhandwerck ehrlich gehalten wird...“ Keramikfunde aus der Kloake der frühneuzeitlichen Töpferei „Auf der Altstadt 29“ in Lüneburg. Denkmalpflege in Lüneburg 2, 2000, 59-64
Marc Kühlborn, Keramik und Glasfunde der Fundstelle „Auf der Altstadt 29.“ in: Frank Andraschko u. a.: Ton – Steine – Scherben. Ausgegraben und erforscht in der Lüneburger Altstadt. De Sulte 6 Lüneburg 1996, 40-70



Ein Hochzeitsteller ?

Auf der Altstadt 29
Doppelhenkelschale, Malhornware, Dm.: 21 cm, 16./17. Jhd.

Karola Kröll

Die Schale gehört zu einem bunten, aufwändig dekorierten Tischgeschirr, das als Malhornware bezeichnet wird. Auch diese Gefäße haben die Töpfer aus der „Altstadt 29" selbst produziert. Allerdings weisen die verwendeten Motive darauf hin, dass sie sich bei den Verzierungen an Mustern auf Gefäßen aus dem südniedersächsischen Raum orientierten, die nach ihren Herstellungszentren als „Werra-" oder „Weserware" bezeichnet werden. Mit einem Kuhhorn, dessen Spitze abgeschnitten ist, oder einem speziellen Gefäß, dem Malhorn, von dem die Ware ihren Namen hat, wird ein dünner, andersfarbiger Tonbrei (Engobe) auf ein lederhartes Gefäß aufgebracht. Zur besseren Linienfiihrung ist in die Öffnung des Horns ein Federkiel eingesetzt. Die Töpfer malten geometrische Muster, vor allem stilisierte Blüten, Blätter und Tiere, manchmal auch Figuren oder Datierungen. Die Verzierung ist sehr variantenreich. Selten sind zwei Gefäße identisch bemalt worden. Die einzelnen Musterelemente werden in immer neuen Kombinationen verwendet. Als weitere Kontrastfarbe diente eine grüne Zierglasur. Abschließend wurden die Gefäße farblos glasiert.
Die Schüssel mit der Darstellung eines Paares ist zusätzlich noch durch eine Sgraffito-Verzierung geschmückt. Dabei wird die aufgetragene Engobe durch Einritzen teilweise wieder abgetragen. Diese Art der Verzierung ist für Geschirr der Werraware typisch. Von dort sind auch Paardarstellungen bekannt. Die Darstellung eines Paares auf der Lüneburger Schale mit einem gemeinsamen großen Kragen ist aber einzigartig. Die Kleidung entspricht der Mode um 1600. Die Frau trägt einen durch die spanische Mode beeinflussten Trommelreifrock. Unterhalb der Taille befindet sich der sogenannte „Weiberspeck", eine auf den Hüften aufliegende Stoffrolle. Auch das Mieder mit der engen Taille und die langen gebauschten Ärmel (offenbar mit einer Rüsche am Handgelenk) weisen Einflüsse aus der spanischen Mode auf. Der Mann ist ebenfalls in ein „spanisches" Wams mit weiten gebauschten Ärmeln und in eine ausgestopfte bis zum Knie reichende Hose, die „Heerpauke", gekleidet.

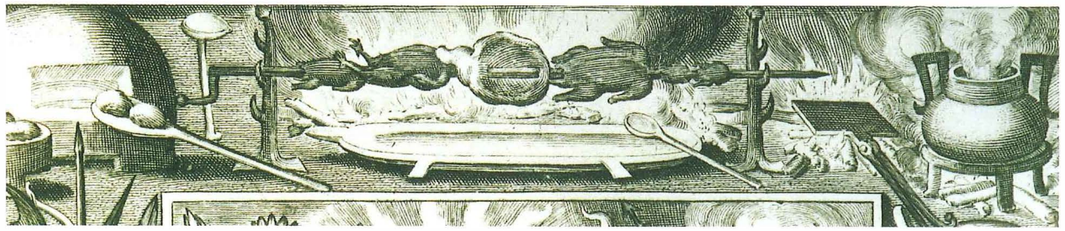
Fettfänger

Auf der Altstadt 29
Rote Irdenware, innen glasiert
L.: 54 cm, 16./17. Jhd.

Karola Kröll

Neben den häufig produzierten Gefäßformen wie Stielgrapen, Töpfen und Schalen fanden sich auch außerwöhnliche Gefäße und Einzelstücke. Neue Formen wurden ausprobiert. Möglicherweise brachten wandernde Gesellen neue Ideen für Formen und Verzierungen mit nach Lüneburg oder es handelte sich um Auftragsstücke.
Solch ein ungewöhnliches Stück ist der vorliegende Fettfänger. Er diente dazu, herabtropfendes Fett von Fleischstücken, die über dem offenen Feuer gebraten wurden, aufzufangen. Es konnte so nicht ins Feuer tropfen und gleichzeitig war Fett zum regelmäßigen Begießen des Fleisches zur Hand.
Der Töpfer produzierte auf der Töpferscheibe zunächst eine große Flasche mit einem engen Hals. Noch vor dem endgültigen Trocknen wurde die Flasche halbiert und die Wandung abgeflacht. Auf der so entstandenen Rückseite bewirken zwei angebrachte Füße, dass der Fettfänger nun leicht schräg steht. Der Rand erhielt eine Verzierung durch eine aufgesetzte Fingertupfenleiste. Außerdem wurden offenbar zwei Röhrenhenkel angarniert, von denen leider nur einer erhalten ist. Der Ausguss der Flasche blieb auch der Ausguss des Fettfängers.
Dieser Spezialtopf ist aber nie in den Handel gekommen, da sich wahrscheinlich durch einen Fehler beim Brennen die Form leicht verzogen hatte und die Innenglasur verbrannt war. Nur spekulieren lässt sich, ob aus der zweiten Flaschenhälfte ebenfalls ein Fettfänger produziert wurde.

Lüneburger Fettfänger



Fettfänger bei Nicolas de Bruyn nach Marten de Vos (1571-1656). Ausschnitt aus den Vier Elementen: Ignis (Feuer)

Stielgrapen – DER Kochtopf der frühen Neuzeit

Auf der Altstadt 29
Rote Irdenware, innen glasiert
Rdm.: 8 cm, 16./17. Jhd.

Karola Kröll

Im 16. und 17. Jahrhundert wurden in der Töpferei auch Gefäße für den täglichen Gebrauch hergestellt. Es handelt sich um rote Irdenware, die auf der Töpferscheibe gedreht und nach dem Trocknen mit einer Bleiglasur versehen wurde. Glasuren sind dünne, transparente Überzüge, die dem gebranntem Ton Eigenschaften verleihen, die er sonst nicht besitzt: glatte, wasserundurchlässige, mechanisch feste und leicht sauber zu haltende Oberflächen.
In großer Zahl wurden besonders die typischen Kochtöpfe der frühen Neuzeit in den unterschiedlichsten Größen hergestellt. Es handelt sich dabei um Kugeltöpfe auf drei Beinen und mit einem Rohrgriff: die Stielgrapen. Sie dienten der Zubereitung von Obst-, Gemüse- und Getreidesuppen oder Breien und Musgerichten.
Rußablagerungen auf den Töpfen zeigen, dass sie zum Kochen über dem offenen Feuer verwendet wurden. Auch auf den tönernen Deckeln finden sich am überstehenden Rand Spuren vom Ruß des Herdfeuers. Suppen und Breie waren wichtige Bestandteile aller Mahlzeiten. Als Morgensuppen wurden sie bereits zum Frühstück serviert. Insgesamt stellten sie ein sehr nahrhaftes, dabei aber preiswertes und Brennstoff sparendes Essen dar, das mit einfacher Küchenausstattung herzustellen war. Die heute übliche Scheibe Brot diente damals nur als Beiwerk oder Tellerersatz.
Die Enden der Rohrgriffe variieren. Ihre Ausgestaltung ist von der Region, vom Zeitgeschmack, vom Können des Töpfers und möglicherweise vom Verwendungszweck abhängig. Über 40 verschiedene Grifftypen sind bislang nur aus dieser Töpferei bekannt. Sie wurden separat auf der Töpferscheibe hergestellt und wie die Füße an den halb trockenen, lederharten Kugeltopf angarniert.

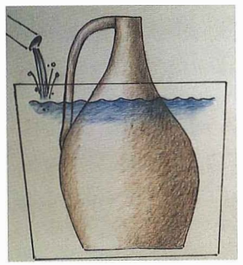
Scheinbar wider die Schwerkraft

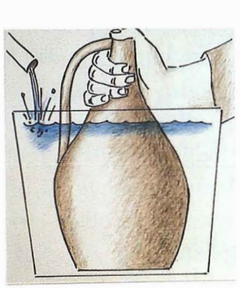
Auf der Altstadt 29
Gießkanne, Rote Irdenware
erhaltene H.: 24 cm, 16. /17. Jhd.

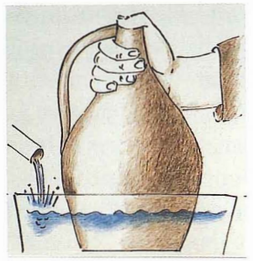
Karola Kröll

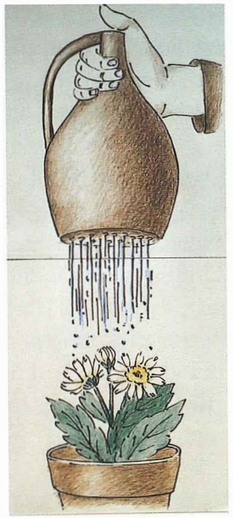
Dieses sonderbare Gefäß bereitete den Ausgräbern zunächst Kopfzerbrechen. Erst nach der Entdeckung einer bildlichen Darstellung wurde klar, dass es sich hierbei um eine Gießkanne handelt. Nachdem der Töpfer auf der Scheibe eine bauchige Flasche gedreht hatte, wurde der Standboden mit vielen Löchern versehen und ein Bandhenkel angarniert. Leider haben sich der obere Abschluss und der Henkel nicht erhalten.
Genutzt wird die Gießkanne nun folgendermaßen. Stellt man das Gefäß in ein Wasserbassin, dringt das Wasser von unten in die Flasche. Danach verschließt man die Halsöffnung mit dem breiten Daumen oder mit dem Handballen. Nun kann man die gefüllte Flasche aus dem Wasser ziehen. Durch den Unterdruck bleibt das Wasser im Gefäß. Wird die obere Öffnung wieder freigegeben, schießt das Wasser aufgrund der Schwerkraft durch die Löcher im Boden. So können beispielsweise Pflanzen zielgenau gegossen werden.

Gießkanne









Schematische Darstellung der Wirkungsweise der Lüneburger Gießkanne (Zeichnung M. Kröll)

Tonpfeifen – Leitfossil der Neuzeitarchäologie
Auf der Altstadt 29
Pfeifenton, Niederlande, 17. Jhd.

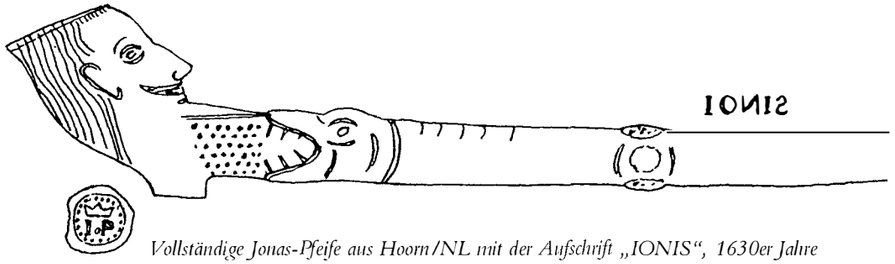
Martin Kügler

Jede geschichtliche Epoche bietet dem Archäologen aus der Gesamtheit ihrer materiellen Hinterlassenschaften besondere Fundgattungen an, die zeittypischer und informationsbeladener sind als andere. Ist diese besondere Fundgattung kein seltenes Kunsthandwerk, sondern ein Massenprodukt mit überregionaler Verbreitung, und lässt sie für den Zeitraum ihres Auftretens eine typologische Entwicklung erkennen, spricht man von einem sogenannten "Leitfossil". Mit dessen Hilfe lässt sich weniger typisches Fundmaterial besser einordnen. Die Rolle eines solchen Leitfossils und kulturgeschichtlichen Indikators kann man für die Neuzeit, besonders für das 17. und 18. Jahrhundert, den tönernen Tabakspfeifen zusprechen. Tonpfeifen sind aber nicht nur für Neuzeitarchäologen ein hochinformativer Gegenstand. Die europäische Tonpfeife und ihre Erforschung ist ein wichtiger interdisziplinärer Knotenpunkt zwischen Archäologie und Volkskunde/Ethnologie, Kultur-, Handwerks- und Drogengeschichte.

Vom späten 16. bis zum frühen 20. Jahrhundert millionenfach hergestellt, sind sie in Europa in nahezu jedem Bodenbefund mit Siedlungsabfall dieses Zeitraums enthalten. Die Kopfformen, Dekore, Marken, Wappen, Orts- und Herstellernamen lassen eine detaillierte Ansprache zu. Eine Kombination aller Merkmale engt die Zuweisung häufig auf einen einzelnen Hersteller in einem bestimmten Ort für einen Zeitraum von wenigen Jahren ein. Ermöglicht werden diese detaillierten Erkenntnisse vor allem durch die bei der Tonpfeife in breitem Umfang anwendbare Parallelauswertung archäologischer, historischer (schriftlicher) und kunsthistorischer (bildlicher) Quellen.

Dies gilt auch für Lüneburg, wo die Stadtarchäologie in der Altstadt zahlreiche Tonpfeifen gefunden hat. Da in Lüneburg keine Tonpfeifen hergestellt wurden, waren die Raucher stets auf Importe angewiesen. Tonpfeifenfunde aus der Zeit um 1650 zeigen die Abhängigkeit der Raucher von der Einfuhr niederländischer Produkte. Fundstücke mit Aufschriften wie „KNECHT/IN GARD" belegen, dass im 18. Jahrhundert deutsche Pfeifenbäcker etwa aus Großalmerode mit den Importen konkurrieren konnten. Eine Besonderheit stellten Tonpfeifen dar, welche Töpfer in einem zweiten Brand glasierten. Lüneburger Raucher bevorzugten offenbar, wie an vielen anderen Orten auch, grün glasierte Pfeifen. Das Glasieren war aber nicht Aufgabe der Pfeifenbäcker, sondern der Töpfer

Jonas-Pfeife, Fragment aus Lüneburg



Vollständige Jonas-Pfeife aus Hoorn/NL mit der Aufschrift „IONIS", 1630er Jahre

am Verbrauchsort, wie der Fund einer Brennhilfe in dem Töpferhaus „Auf der Altstadt 29" zeigt. Seine politische Gesinnung konnte der Raucher offen zur Schau tragen, wenn er Tonpfeifen mit den Stielaufschriften „VIVAT BRAUNSCHWEIG" und „VIVAT LUNEBURG" rauchte. Sehr beliebt waren die Jonas-Pfeifen: Den Kopf der Pfeife schmückt das Haupt eines bärtigen Mannes, der den Raucher anblickt, und den Stiel bildet ein schuppiges Tier mit weit aufgerissenem Maul und langen Zähnen, das den Mann verschluckt. Dargestellt ist die biblische Geschichte von Jonas, der von einem Wal verschlungen wurde, schließlich aber wieder frei kam. Das Motiv verselbständigte sich im 17. Jahrhundert und löste sich von seinem religiösen Inhalt. Die in Lüneburg gefundene Jonas-Pfeife trägt eine „Lilie" als Marke und wurde in Hoorn/NL um 1650 hergestellt.

Literatur: Kluttig-Altmann, Ralf: Richtlinien für das Zeichnen von Tonpfeifen. in: Knasterkopf -Fachzeitschrift für Tonpfeifen und historischen Tabakgenuss. 15, 2002, 85-89
Kügler, Martin: „In Schlaffkammern und Stuben kein Taback." Tonpfeifen aus dem Töpferhaus. in: Frank Andraschko u. a.: Ton – Steine – Scherben. Ausgegraben und erforscht in der Lüneburger Altstadt. De Sulte 6 Lüneburg 1996, 136-148

Baumstraße / Im Wendischen Dorfe

Bauvorbereitende Untersuchung, 1998

Marc Kühlborn

Im Zuge eines Neubauprojekts wurde die neu zu bebauende Fläche im Vorfeld der Baumaßnahmen archäologisch untersucht. Dabei wurde eine Anzahl von spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Kellereinbauten auf ehemals drei Grundstücken aufgenommen. Die Keller waren mit starken Pfeilern, Nischen und Backsteinfußböden ausgestattet. Eine Bauopfergrube des 18. Jahrhunderts markiert den jüngsten Keller, direkt an der Ecke Baumstraße / Im Wendischen Dorfe. Das südlich anstehende Gebäude ist spätestens im 17. Jahrhundert errichtet worden. Die Funde aus einem verfüllten Hausbrunnen gehören in diese Zeit. Dagegen überlagert das letzte Haus eine hochmittelalterliche Grube des 13. Jahrhunderts.

Zudem fanden sich zwei Kloaken und ein weiterer Brunnen auf dem Gelände. Die Kloaken lagen dicht beieinander im rückwärtigen Bereich. Beide wiesen einen Durchmesser von 1,7 m und eine Tiefe von 4 m auf. Zumeist wurden die Kloaken am Ende ihrer Nutzung mit Bauschutt verfüllt, dies gilt auch hier, die obersten Schichten bestanden aus Bauschutt, darunter fanden sich die eigentlichen Kloakenschichten. Zeitlich setzt die Verfüllung in der Zeit um 1600 ein, wie u. a. ein Grapen aus Weserware belegt. Auch scheinen beide Kloaken zeitgleich genutzt worden zu sein, signifikante Unterschiede in der Datierung der Funde sind nicht vorhanden.

In Lüneburg finden wir die verschiedensten Nutzungskonzepte von Kloaken. Neben der Leerung, die nie ganz vollständig war, können wir auch nachweisen, dass im Falle der vollständigen Füllung einfach eine neue Kloake neben der alten gebaut wurde. In einigen wenigen Fällen scheint man gleichzeitig zwei Kloaken gebaut zu haben, die dann auch gleichzeitig genutzt wurden. Dies korrespondiert mit frühneuzeitlichen Abbildungen, so z. B. mit einer Zeichnung aus dem Reisetagebuch von Georg Faber aus dem Jahr 1631/32, die eine mehrsitzige Toilette in Norddeutschland zeigt. Unter den dargestellten Häuschen können sich eine große oder mehrere kleinere Kloaken befunden haben.

Literatur: Joachim Stark, Keller, Brunnen und Kloaken – Ausgrabungen im Lüneburger Wasserviertel. Aufrisse 14, 1998, 69-73

Sorgfältig aufgemauerte Kloaken im hinteren Bereich der Grundstücke

Portugiesische Fayence bei der Bergung

Enghalskrug aus Portugal

Baumstraße / Im Wendischen Dorfe
Portugiesische Fayence, Blaue und gelbe Scharffeuerbemalung
Zentralmotiv Anker (?) mit Initialen DD , H.: 36,5 cm

Marc Kühlborn

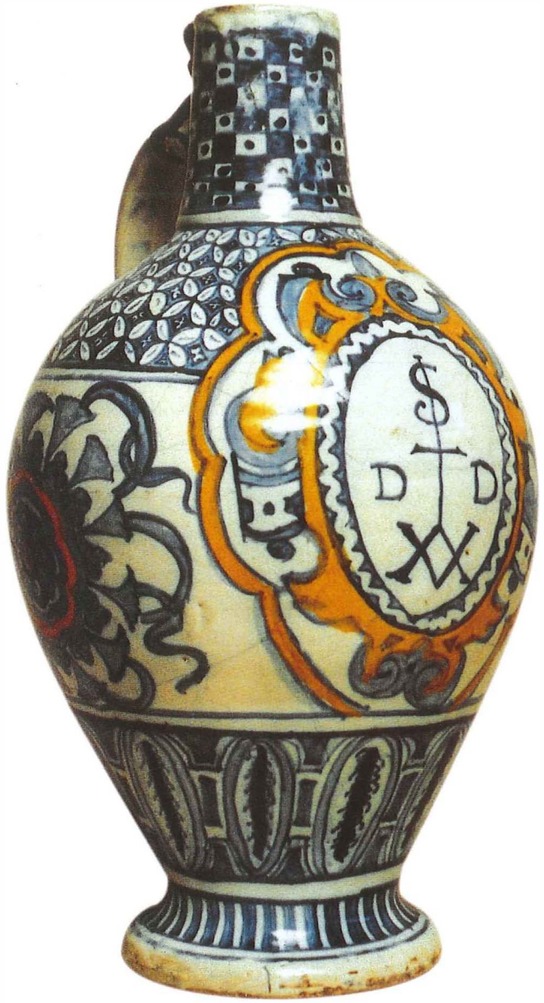
Es handelt sich um einen 36,5 cm hohen bauchigen Enghalskrug, der als zentrales Motiv in einer Kartusche ein Monogramm trägt. Dieses Monogramm besteht aus einem ankerförmigen Gebilde und den daneben stehenden Buchstaben DD. Am ehesten kann der Krug noch mit einer der Schiffergilden in Verbindung gebracht werden, die im 17. Jahrhundert auf diesen Grundstücken ihren Versammlungsort hatten. Die Form des Kruges und seine Verzierung lassen auf eine Entstehung in den 1620er bis 1630er Jahren schließen.

In der Sammlung des Museums für das Fürstentum Lüneburg konnte nach dieser Entdeckung ein zweites Gefäß aus Portugiesischer Fayence identifiziert werden. Dabei handelt es sich um einen Henkeltopf mit Bügelhenkel. Auch er weist die charakteristische Bemalung auf; Vorder- und Rückseite zeigen eine Krone. Aus der heimischen Produktion ist diese Form häufig überliefert, aus dem Formenspektrum der Portugiesischen Fayence ist er dagegen kaum bekannt.

Ein drittes Gefäß aus dieser Warenart ist bereits in den 70er Jahren beim Neubau eines Kaufhauses aufgetaucht. Es handelt sich hier um eine kleine birnenförmige Kanne (Höhe 12 cm), die ebenfalls die charakteristische Bemalung aufweist. Da das Zentralmotiv fehlt, ist nicht klar, ob es sich hier ebenfalls um eine Auftragsarbeit handelt.

Das besondere an dieser Warenart ist, dass sie über einen nur sehr kurzen Zeitraum hinweg in unser Gebiet gelangte. Die ältesten Importe gehören in die Zeit um 1610, bereits knapp vierzig Jahre später bricht dieser Kontakt wieder ab. Für eine keramische Warenart ist dies sehr kurzlebig, andere Warenarten wie z. B. das Steinzeug Westerwälder Art werden seit über 400 Jahren produziert.

Zudem handelt es sich häufig um Auftragsarbeiten, die nach hiesigen Vorgaben in Portugal produziert wurden. Hauptsächlich handelt es sich dabei um Aufträge für die Bemalung wie z. B. das Wappen der Lüneburger Patrizierfamilie „von Laffert". Die besondere Wertschätzung der Gefäße wird dadurch sichtbar, dass eine ganze Reihe von Objekten obertägig überdauert haben. Bis vor wenigen Jahren wurden sie als „Hamburger Fayence" bezeichnet. Erst die jüngere Forschung hat dargelegt, dass es sich hierbei um Importe aus Portugal handelt.



Enghalskrug

Henkeltopf

Kanne

Literatur: Ulrich Bauche, Lissabon – Hamburg. Fayenceimport für den Norden. Hamburg 1996
Marc Kühlbom, Keramik aus Spanien und Portugal in Lüneburg. Aufrisse 17, 2001, 52-58

Ein Paar Frauenhandschuhe

Baumstraße / Im Wendischen Dorfe
Gestricke
L.: ca. 21 cm, U.: ca. 20 cm, 1.Hälfte 17. Jhd.

Rotraut Kahle

In den letzten Jahren wurden bei Ausgrabungen recht zahlreiche Textilfunde geborgen. Dabei reichte das Fundmaterial von Leinen- und Wollgeweben über geknüpfte Netze bis zu Strick- und Wirkwaren. Bei der Ausgrabung „Baumstraße" wurden in der Kloake 1, 3 - 3,5 m unter der Oberfläche, mehrere Gestricke geborgen. Aufgrund der mitgefundenen Keramik - Portugiesische Fayence aus der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts - dürften die Gestricke auch in dieser Zeit in die Kloake gelangt sein. Neben einem kompletten gestrickten Kniestrumpf und mehreren Strumpffragmenten trat dieses gestrickte Paar Handschuhe zu Tage. Es ist wohl ein zusammenhängendes Paar, denn beide Teile sind spiegelbildlich gearbeitet, d.h. je ein rechter und ein linker Handschuh. Obwohl die beiden Mittelhandflächen mehr oder weniger große Löcher aufweisen, sind die Handschuhe fast komplett erhalten. An den Rändern der Löcher sind aufgrund der Verfärbungen und Verklebungen möglicherweise Brandspuren erkennbar. Die textiltechnischen Analysen, d.h. die Untersuchung des Rohstoffes, der Garndrehung und der Farbe müssen noch durchgeführt werden. Bei einer ersten Reinigung in entmineralisiertem Wasser lösten sich fast alle Verschmutzungen, so dass bisher keine weitere Reinigung vorgenommen wurde. Auf Glasplatten wurden die Handschuhe zum Trocknen ausgelegt. Diese inzwischen recht spröden Gestricke, die aufgrund der Jahrhunderte langen Lagerung in der Kloake ihre Elastizität verloren haben, müssen mit geeigneten Tränkungsmitteln behandelt werden.

Die wahrscheinlich aus Wolle gestrickten Frauenhandschuhe weisen von der Spitze des Mittelfingers bis zu dem Beginn der Handschuhstulpen am Handgelenk eine Länge von 21 cm auf. Der Daumen und der Zeigefinger sind 6 cm lang, der Mittelfinger 7 cm, der Ringfinger 6,5 cm und der kleine Finger 5,5 cm. Der Umfang um die Mittelhand beträgt ca. 20 cm; somit entsprechen diese Handschuhe nach heutigem Maß der Größe 7 1/2 bis 7 3/4.

Beim Ausmessen der Reihen bzw. Runden und des Umfangs kann man den unterschiedlichen Schrumpfungsprozess deutlich erkennen, die trotzdem recht gut zählbaren Maschen und Runden

lassen ein genaues „Maßnehmen“ der Handschuhe zu. Dieses erfolgt bei den textiltechnischen Untersuchungen.
Seit dem Hochmittelalter ist das Stricken bekannt und es wurde auch hierzulande ausgeübt. Unter Stricken versteht man die Herstellung von textilen Flächen durch das Verschlingen eines endlosen Fadens zu Maschen. Gestrickt wird entweder mit Stricknadeln, Strickbrettern oder Strickmaschinen. Mehrere nebeneinander angeordnete Maschen bilden eine Maschenreihe – beim Rundstricken spricht man auch von Runden - und mehrere übereinander angeordnete Maschen bilden Maschenstäbchen.
Der Ursprung des Strickens lässt sich allerdings kaum feststellen. Die ältesten Funde von Maschenwaren fand man bei Ausgrabungen in Vorderasien und Ägypten aus dem 2. und 3. Jahrhundert. Maschenwaren aus koptischen Gräbern - Socken, Beutel und Mützen - können in das 4. bis 6. Jahrhundert datiert werden. In norddeutschen Städten barg man bei Ausgrabungen Reste von Gestricken aus dem 12./13. Jahrhundert. Die Bezeichnung „Stricknadel“ taucht erstmals im 15. Jahrhundert auf und die älteste Darstellung des Strickens stammt aus der Zeit um 1400. Auf dem Buxtehuder Altar des Meisters Bertram ist Maria zu sehen, wie sie mit vier Nadeln an einem Hemd strickt. Bisher durchgeführte Untersuchungen deuten darauf hin, dass bis in das frühe 17. Jahrhundert nur glatte Rechts-Links-Waren gefertigt wurden. Hierbei zeigt die eine Strickseite rechte und die andere Seite linke Maschen.
Die einfarbigen, gestrickten Handschuhe, die von dunkelbrauner Farbe sind, zeigen offene Maschen und das typische Warenbild von rechten und linken Maschen. Diese geschlossene Strickart wurde mit vier oder fünf Nadeln rund gestrickt. Während die Mittelhand und die Finger nur aus rechten Maschen bestehen, weisen die Stulpen verschiedene Muster auf. Zu Beginn wechseln je zwei Runden mit rechten und dann mit linken Maschen. Diese Musterung wiederholt sich dreimal. Danach folgen zehn Runden in sogenannter Rechts-Rechts-Ware, d.h. zwei rechte Maschen folgen zwei linken Maschen, wobei die linken Maschen jeweils nur zwei Runden gestrickt wurden und dann zwei Runden nur rechte Maschen folgen. Nun wiederholt sich die Musterung wie zu Beginn, d.h. mit einer dreimaligen Wiederholung wurden zwei Runden mit linken Maschen und zwei Runden mit rechten Maschen gestrickt. Die jetzt weiter nur mit rechten Maschen gestrickten Handschuhe haben an den Daumen keine Zwickel und die Fingerspitzen sind als sogenannte Sternspitzen ausgeführt. Als zusätzlicher Schmuck umrahmen gehäkelte Luftmaschenbögen die Stulpen der Handschuhe.

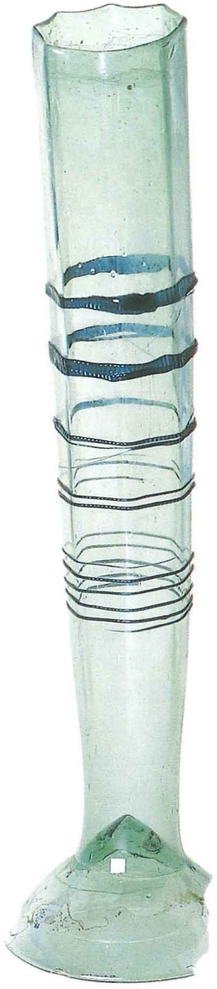
Literatur: Eva Jordan u. Klaus Tidow, Alte Spitzen, Gestricke und Stickereien. Veröffentlichungen des Fördervereins Textilmuseum Neumünster e.V., Heft 7, Neumünster 1983
Eva Jordan-Fahrbach, Christine Stührenberg u. Klaus Tidow, Mittelalterliche Gewebefunde aus Einbeck. Einbecker Jahrbuch 47, 2000, 137-160
Klaus Tidow, Textiltechnische Untersuchungen an Gestricken und Filzen aus der Kloake der Fronerei auf dem Schrangen in Lübeck. Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte, 12, 1986, 183 -189
Klaus Tidow, Die spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Wollgewebe und andere Textilfunde aus Lübeck. Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 22, 1992, 237-271

Achtkantglas

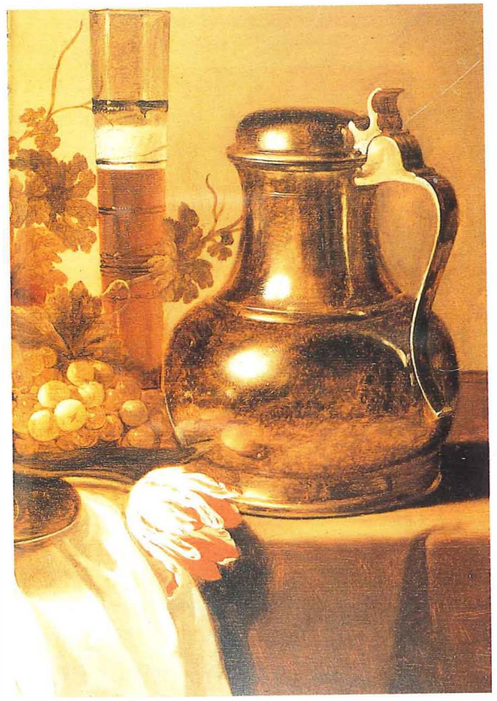
Baumstraße / Im Wendischen Dorfe
Waldglas mit blauer gekerbter Fadenauflage
H.: 35 cm, Fußdm.: 10 cm, Niedersachsen, um 1600

Peter Steppuhn

Das achteckige (in seltenen Fällen auch sechs-, sieben- oder neuneckige) Stangenglas ist in der Regel aus grünem bis gelbgrünem Glas, der Fuß wird durch das Hochstechen der Glasblase gebildet und hat daher einen hohlen Rand. Die Lippe ist gerade und unterschiedlich stark verdickt. Als Dekor kommen auf fast allen Glasgefäßen aufgelegte und gekerbte Fäden in der gleichen oder in einer kontrastierenden Glasfarbe, dann zumeist Blau, vor. Ein schönes Beispiel hierfür liegt aus einer Kloake in der Baumstraße 17 vor, das 1998 geborgen werden konnte. Bei diesem Glas wurden im mittleren Bereich des Gefäßes zuoberst breite und im unteren Bereich sehr schmale blaue Fäden aufgelegt. Im noch warmen Zustand sind die Fäden mit einem zahnradähnlichen Gerät überrollt worden. Für Gläser mit solchem Dekor wird eine Datierung in das späte 16. oder frühe 17. Jahrhundert erwogen; gleiches ist ebenso für das Lüneburger Stück anzunehmen. Neben den glatten Achtkantstangen gibt es auch Varianten mit optisch geblasenen Vertikal- oder Schrägrippen. Diese Formen wurden oftmals ebenso wie die glatten Exemplare mit aufgelegten Fäden verziert.
Eckige Stangengläser waren im 16. Jahrhundert parallel zu runden Stangen- und Keulengläsern in Gebrauch, lebten aber länger als diese fort. Sie waren der vorherrschende Trinkglastypus des 16. und 17. Jahrhunderts im gesamten kontinentalen Nordwesteuropa. In Nordeuropa findet sich dieser Typus bis nach Schweden. Die häufigste Variante ist das achteckige Stangenglas, dessen rundes Oberteil im noch warmen Zustand mit einem achteckigen Tonmodel aufgetrieben wurde. Die frühesten Achtkantstangen datieren in das 16. Jahrhundert, wie die Stücke aus archäologischen Fundkomplexen dieser Zeitstellung vor allem aus Schleswig-Holstein, Niedersachsen, Hessen und Thüringen belegen. In den Niederlanden sind Nachweise von Stangengläsern aus dem 16. Jahrhundert selten, sie datieren hier fast durchweg in das 17. Jahrhundert. Die Produktionsorte dieser Glasgefäße sind aufgrund der gläsernen Überreste und vielfach durch die zu ihrer Herstellung benötigten sternförmigen Model bekannt. So liegen Hinweise aus den jütländischen Glashütten Rye, Stenhule und Hyttekær, weiterhin aus Volsbach und Friedrichsrode in Thüringen vor. An heimischen Glashütten sind die Hütten des Solling, des Ith, des Hils und der Egge im südlichen Nieder-



Achtkantglas



Cornelis Cruys, Stillleben mit Stangenglas und Tulpe (Detail), nach 1640

sachsen sowie Betriebe aus dem Kaufunger Wald in Nordhessen zu nennen. Das Lüneburger Exemplar dürfte einer niedersächsischen Glashütte zuzuweisen sein.
Achtkantstangen sind am häufigsten im 17. Jahrhundert in Gebrauch gewesen. Das belegen, neben archäologischen Befunden, eine Vielzahl von Darstellungen vor allem auf niederländischen Gemälden, die zugleich deutlich machen, dass dieser Typ als Bierglas benutzt wurde.

Literatur: Harold E. Henkes, Glas zonder glanz. Vijf eeuwen gebruiksglas uit de bodem van de Lage Landen 1300-1800. Rotterdam Papers 9, Den Haag 1994, bes. 157-161
Peter Steppuhn, Glasfunde des 11. bis 17. Jahrhunderts aus Schleswig. Ausgrabungen in Schleswig. Berichte und Studien 16 Neumünster im Druck
Anna-Elisabeth Theuerkauff-Liederwald, Das achteckige Stangenglas. Zur Frage der erhaltenen Gebrauchsgläser des 17. Jahrhunderts in den Niederlanden. In: Margrit Lisner und Rüdiger Becksmann (Hrsg.), Kunstgeschichtliche Studien für Kurt Bauch zum 70. Geburtstag von seinen Schülern, München, Berlin 1967, 223-232

Beischlagwange

Neue Sülze 1
Kalkstein
erhaltene H.: 115 cm

Edgar Ring

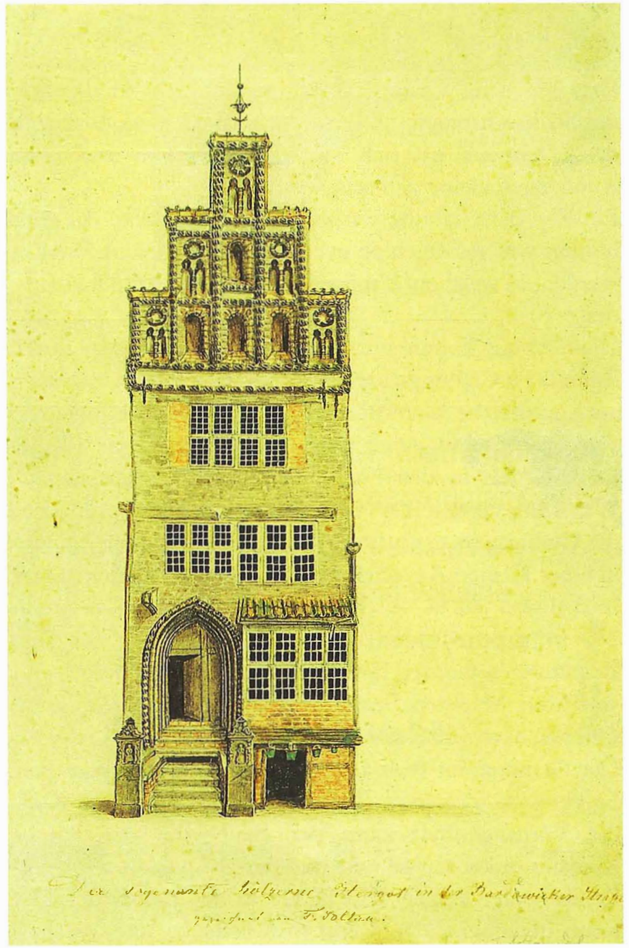
Im 14. Jahrhundert entstand vor vielen Haustüren der Stadt ein kleiner erhöhter Platz, der beidseitig mit hölzernern oder steinernen Bänken ausgestattet war. So konnte man neben der Freitreppe, die in das erhöhte Erdgeschoss führte, sitzend das Treiben auf den Straßen verfolgen.
An der Stirnseite der Sitzbänke, zur Straße hin, errichtete man hohe, stelenartige Steinplatten. Diese waren in ihrem unteren Teil manchmal schlicht gehalten, häufig aber mit reicher Bildhauerarbeit verziert. Das Kopfstück dieser Beischlagwangen, das durch eine Einschnürung vom Unterteil abgesetzt wurde, trug das Wappen oder die Hausmarke der Familie, die in dem Haus wohnte. Beischlagwangen sind aus Norddeutschland und Teilen des Ostseeraumes bekannt.
Im 18. und 19. Jahrhundert, als die Straßen verbreitert wurden und die Freitreppen den zunehmenden Verkehrsfluss störten, wurden die Beischlagwangen abgebrochen. Etliche Exemplare verbaute man sekundär. Nach und nach kamen sie bei Baumaßnahmen zum Vorschein. Nur wenige Exemplare sind heute im Lüneburger Stadtbild erhalten. Die Beischlagwangen vor dem Hause Am Sande 16 lassen ihre ursprüngliche Höhe nur noch erahnen.
Fast 20 Exemplare sind aus Lüneburg bekannt. Bei Bauarbeiten im Jahre 1996 kamen auf dem Gelände des ehemaligen Postgebäudes an der Neuen Sülze 1 zwei Fragmente einer Beischlagwange zu Tage. Sie waren im Fundament des 1891 errichteten kaiserlichen Postamtes verbaut, das bereits 1972 wegen Senkungsschäden wieder abgerissen werden mußte.
Auf dem Unterteil der Beischlagwange ist das Motiv der Wilden Männer, das wir auch auf der Tür des Alten Archivs im Rathaus kennen, zu sehen. Der Wilde Mann hält ein Wappen, das durch seine Rechtsneigung als Wappen einer Ehefrau zu deuten ist. Es ist das Wappen der Familie Stoketo.
Der runde Kopf der Beischlagwange besaß ursprünglich 4 dreiviertelkreisförmige Knollen mit Rosetten. Auf dem unteren Rand des Kopfes steht in gotischen Minuskeln „regina glorie“ (Königin des Ruhms). In dem Kreis des Kopfes war demnach ein Marienbildnis.
Stilistisch ist die Beischlagwange in das späte 15. Jahrhundert zu datieren. Mit großer Wahrscheinlichkeit weist das Wappen auf Margarete Stoketo, die 1486 Hartwig Stöterogge ehelich-

te. Häufig wurden die Eingänge der Patrizierhäuser anlässlich einer Verehelichung mit Beischlagwangen verziert, die die Wappen der Eheleute präsentierten.
Die Parzelle Neue Sülze 1 war spätestens seit dem frühen 16. Jahrhundert bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts im Besitz der Familie Stöterogge. Die Beischlagwange mit dem Wappen der Margarete Stoketo kann durchaus den Eingang eines Hauses auf diesem Grundstück geschmückt haben.

Literatur: Franz A. Krüger, Beischläge in Lüneburg. in: Jahresberichte des Museums-Vereins für das Fürstentum Lüneburg 1899/1901, 65-90

Beischlagwange der Margarete Stoketo

Wappen der Familie Stoketo



Der hölzerne Herrgott. Aquarell Friedrich Soltau, um 1850 (Museum für das Fürstentum Lüneburg)

St. Lamberti – Ausgrabung einer untergegangenen Kirche

Forschungsgrabung 1998-2000

Marc Kühlborn

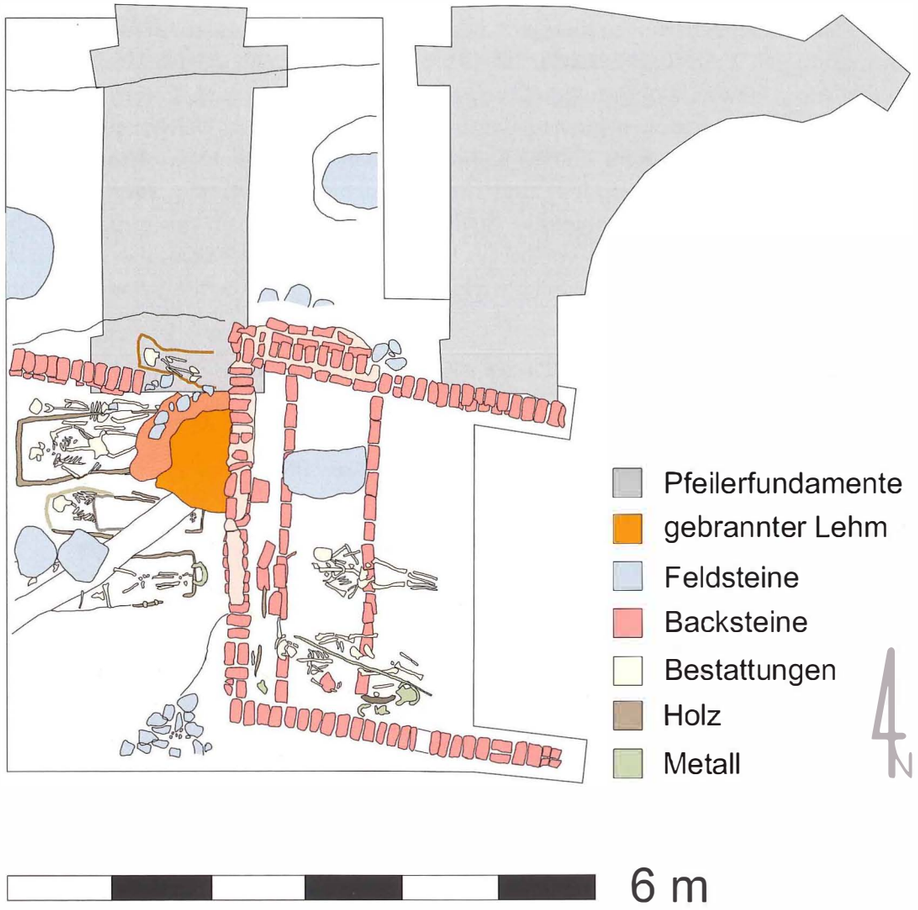
Drei Jahre lang war die Erforschung der 1860/61 abgerissenen St. Lambertikirche eine der Aufgaben der Stadtarchäologie. In diesen drei Jahren konnte aber nur ein kleiner Teil der Kirche erfasst werden. Dennoch hat sich die Mühe gelohnt, sind doch wichtige Erkenntnisse zur Stadt- und Kirchengeschichte gemacht worden.

Ein Ziel der Grabung war es, die Baugeschichte des gotischen Kirchenbaues zu erhellen. Daneben hofften wir, Aussagen zu eventuellen Vorgängerbauten machen zu können. Zudem sollte erforscht werden, in welchem Umfang die Reste der Kirche in eine Neugestaltung des Platzes einfließen können.

Die Grabung konnte nur Dank zahlreicher Spender und Unterstützer durchgeführt werden. Für die eigentliche Grabungstätigkeit waren wir auf die Unterstützung von Fachstudenten angewiesen. Doch auch zahlreiche Unterstützer aus dem Verein Lüneburger Stadtarchäologie oder „von der Straße" wurden engagiert. Auch aus diesem Grund haben wir die Tätigkeiten jeweils im Mai / Juni begonnen und bis in den November/Dezember fortgesetzt. Damit die Grabungen nicht durch die Witterung verzögert würden, haben wir auf dem Platz ein Grabungszelt aufgestellt. Trotzdem war die Grabung so transparent gestaltet, dass Besucher einen Blick auf das Geschehen werfen und sich in einer kleinen Ausstellung vor Ort von den ersten Ergebnissen ein Bild machen konnten.

In den drei Jahren der Tätigkeit auf dem Platz konnten vier Grabungsschnitte mit insgesamt rund 240 m² geöffnet werden. Zahlreiche Befunde zur Geschichte des Kirchenbaues, aber auch 85 Bestattungen wurden in mühseliger Feinarbeit freigelegt, dokumentiert und geborgen. Im Rahmen von zwei Magisterarbeiten werden die Ergebnisse dieser Grabungstätigkeit ausgewertet und der Öffentlichkeit präsentiert.

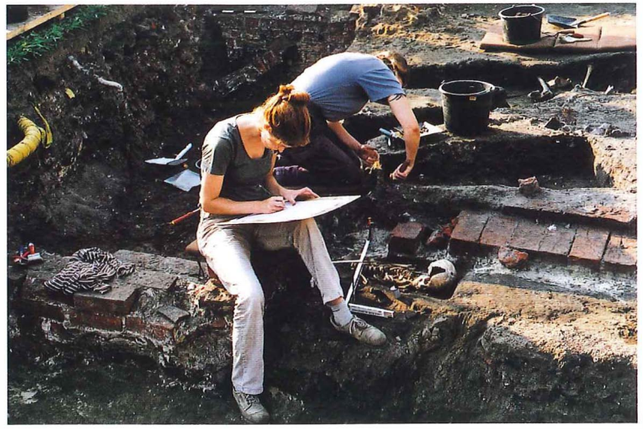
Die Grabung auf dem Lambertiplatz erbrachte eine Reihe von mehr oder minder spektakulären Ergebnissen. Zum einen kann die Baugeschichte der Kirche korrigiert werden. Fast hundert Jahre in die Vergangenheit kann der Baubeginn der Kirche verschoben werden. Bislang gingen Kunsthistoriker davon aus, dass der Baubeginn am Ende des 14. Jahrhunderts lag. Funde aus den Fundamenten zeigen, dass bereits in den Jahren um 1300 an der Kirche gebaut wurde. Dieses ist umso überraschender, wenn man bedenkt, dass gleichzeitig noch an der St. Johanniskirche, dem



Plan der Gruft der Familie von Döring

Rathaus und der Stadtbefestigung gebaut wurde. Lüneburg ist in dieser Zeit „Boomtown". Daneben zeigt sich auch, dass bereits zu Beginn der Baumaßnahmen der Untergrund als gefährdet galt, gründliche Pfahlfundamentierungen belegen dieses. Ein eigener Brunnen in der Kirche war für die Versorgung mit Weihwasser gedacht. Nach der mittelalterlichen Gedankenwelt war für Weihwasser ein fließendes Gewässer notwendig, Grundwasser galt als solches und konnte genutzt werden.
Über mehrere Generationen hinweg wurden die Grüfte genutzt, Belegungen in mehreren Lagen übereinander waren durchaus üblich. Knöpfe aus Knochen und kleine Bronzenadeln zeigen den Gebrauch von Leichenhemden und Leichentüchern. Brandschichten und Keramik des 10. Jahrhunderts belegen die intensive Siedlungstätigkeit innerhalb der mittelalterlichen Stadt vor dem Baubeginn der Kirche. Als vorläufiges Ergebnis lässt sich festhalten, dass die Grabung wichtige Erkenntnisse geliefert hat, um die Stadtgeschichte, aber natürlich auch die Baugeschichte der Kirche, weiter zu erhellen.

Literatur: Klaus Dreger u. Joachim Stark, St. Lamberti – Ausgrabung einer untergegangenen Kirche. Denkmalpflege in Lüneburg 1, 1999, 9-12
Marc Kühlborn, Die Ausgrabungen in der Lüneburger St. Lambertikirche. Ein weiterer Vorbericht. Denkmalpflege in Lüneburg 2, 2000, 42-53
Marc Kühlborn, St. Lamberti – Neues von Lüneburgs untergeganger Kirche. Denkmalpflege in Lüneburg 3, 2001, 67-74



Zeichnerische Dokumentation eines Grabes

Johannes aus Limoges

St. Lambertikirche
Emailbeschlag, Kupfer, feuervergoldet, Grubenemail
H.: 6,5 cm; B.: ca. 2,5 cm, Limoges, ca. 1215-1230

Edgar Ring

Gegen Ende der letzten Grabungskampagne auf dem Lambertiplatz im Jahre 2000 wurde ein unscheinbarer Gegenstand zu Tage gefördert. Seine Form erinnerte zunächst an einen Flaschenöffner. In den Restaurierungswerkstätten des Niedersächsischen Landesamtes für Denkmalpflege kam nach einem behutsamen und langwierigen Restaurierungsprozess unter der grünen Korrosionsschicht ein ungewöhnlicher Emailbeschlag zum Vorschein.
Die Figur hat den Kopf mit welligem Haar leicht nach rechts geneigt, ein Strahlenkranz aus blauem Email umgibt den Kopf. Die Strahlen des Nimbus sind durch eine gravierte Linie betont. Eine weitere Linie begleitet den kreisförmigen Hintergrund. Der Körper der Figur ist leicht konvex ausgebildet. Stege, die Arme und den Faltenwurf eines Gewandes andeuten, umschließen Gruben, die ebenfalls mit blauem Email gefüllt sind.
Zwei Löcher durchbrechen den Körper der Figur, diese dienten offensichtlich der Befestigung. Auf der Rückseite der kleinen Figur ist zu erkennen, dass ein Niet den separat auf die konvexe Kupferplatte gesetzten plastisch ausgebildeten Kopf hält. Zwischen den beiden Befestigungslöchern befindet sich die römische Ziffer I, die darauf verweist, dass diese Applikation Teil einer Serie war.
Die Figur war ursprünglich an einem Kreuz befestigt. Nur wenige dieser ca. 30-80 cm hohen Kreuze besitzen heute noch an den vier Enden der Kreuzbalken die Applikationen. Häufiger werden die Beschläge einzeln angetroffen. Sie stellen u.a. Maria, Johannes und Petrus dar. Der Lüneburger Beschlag war ursprünglich auf dem von vorn gesehen rechten Arm eines Kreuzes befestigt und stellt den Lieblingsjünger Johannes dar.
Die Arbeit stammt mit Sicherheit aus einer der großen Emailwerkstätten in Limoges. Hier wurden seit dem 12. Jahrhundert Metallplatten mit ausgehobenen Gruben versehen, in die bei Temperaturen von 700-800 °C farbige Glasmasse eingeschmolzen wurde (émail champlevé). Die klassische Gestaltung des Kopfes, der als Halbrelief auf den Nimbus genietet ist, erlaubt eine Datierung an den Anfang des 13. Jahrhunderts (ca. 1215-1230).

Wie kam der kleine Beschlag, der ein kostbares Kreuz zierte, in den Untergrund der St. Lambertikirche in Lüneburg? Er wurde zu einer Zeit gefertigt, als das Gotteshaus noch nicht erbaut war. Vielleicht befand sich ein Kreuz aus den Werkstätten von Limoges zunächst im Kloster St. Michael auf dem Kalkberg oder in St. Cyriakus oder St. Johannis, bevor es in die große und reich ausgestattete Kirche der Sülfmeister kam.

Literatur: Edgar Ring u. Andrea Tröller-Reimer, Limoges – Lüneburg: Ein mittelalterlicher Emailbeschlag aus der St. Lambertikirche zu Lüneburg. Berichte zur Denkmalpflege in Niedersachsen 21, 2001, 146-147

Rekonstruktion des Kreuzes

Vorderseite des Beschlags

Rückseite des Beschlags mit römischer Ziffer I

Barocker Sargschmuck

St. Lambertikirche, 3 Schädel auf gekreuzten Knochen Fragmente eines Wappens der Familie von Döring Blei, gegossen, 17./18. Jhd.

Marc Kühlborn

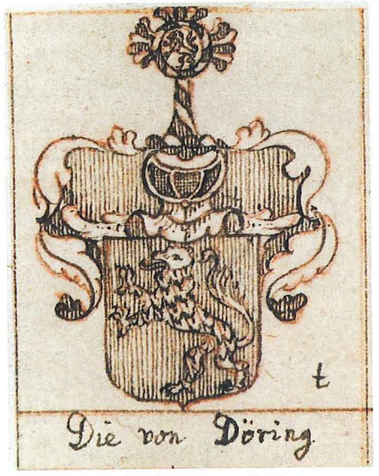
In der zweiten Grabungskampagne im Jahr 1999 konnte eine große Gruft aufgedeckt werden. Die Gruft befand sich im nördlichen Seitenchor der Kirche. Nicht nur ihre exponierte Lage, sondern auch ihre Größe und Ausführung unterscheidet sie von den anderen Grüften. Die Gruft war aus einem einsteinbreiten Verband aufgemauert und von einem Tonnengewölbe überspannt. Sie war für mindestens vier Bestattungen ausgelegt, möglicherweise auch für die doppelte Anzahl, das Ostende liegt heute zum Teil unter der Straße und konnte nicht erforscht werden. Dagegen sind die anderen ergrabenen Grüfte nur aus einem halbsteinstarken Verband errichtet und von flachen Grabsteinen abgedeckt gewesen. Sie boten nur maximal zwei Bestattungen Platz.

In der großen Gruft lagen in der Südwestecke zwei Skelette nebeneinander. Bei beiden konnten Reste der Särge dokumentiert werden. Der Sarg der südlichen Bestattung war zudem mit einem reichen Bleischmuck versehen.

Gerade im Barock galt es, den Prunk des Lebens auch auf den Tod zu übertragen. Hierfür wurden die Särge mit Verzierungen aus Blei besetzt. Auch kann die Anzahl der Sarggriffe eine Aussage über die Werteinschätzung des Sarges machen. Dieser Sarg besaß insgesamt sechs Griffe, zwei an jeder Langseite und je einen am Kopf- und Fußende. Die Särge aus dem Kirchenschiff wiesen oft nur zwei bis vier Griffe auf, besaßen in einigen Fällen gar keinen Griff.

Drei Totenschädel aus Blei

Fragmente der Wappenscheibe der Familie von Döring



Wappen der Familie von Döring (n. Johann Wilhelm Büttner, 1704)

Auf dem Sargdeckel war ein kleiner Totenkopf auf gekreuzten Knochen angebracht. Diese figürlichen Verzierungen finden sich auch auf drei anderen Särgen, in einem Fall in Verbindung mit einem großen Bleikreuz. Auf dem Sargdeckel befanden sich weiterhin auf jeder Seite drei halbplastische Puttenköpfe. Auch der Rand scheint hier mit Blei beschlagen worden zu sein, ein noch über 40 cm langer, stabförmiger Beschlag legt dieses nahe.
Am Kopfende jedoch konnten die Reste einer Wappenscheibe freigelegt werden. Diese Reste waren allerdings bereits so stark korrodiert, dass eine vollständige Bergung unmöglich war. Nur einige wenige Fragmente konnten wir vorsichtig bergen. Diese ließen es aber zu, anhand der Wappenscheibe die bestattete Person der Lüneburger Patrizierfamilie von Döring zuzuweisen. Die Familie von Döring gehörte von 1374 bis 1780 zum Patriziat der Stadt, dann starb der Lüneburger Zweig aus.

Die Bestattungen der „Döring-Gruft"

St. Lambertikirche

Eilin Einfeldt, Dana Vick

Die beiden nebeneinander in der Südwestecke der großen Gruft bestatteten Individuen lagen in westöstlicher Richtung mit den Köpfen nach Westen.
Die nördlich gelegene Bestattung wurde in gestreckter Rückenlage mit in Höhe des Beckenbereichs übereinandergelegten Händen aufgefunden. Das Skelett befand sich in einem guten Erhaltungszustand. Lediglich die Füße und der stark fragmentierte Gesichtsschädel konnten nicht vollständig geborgen werden. Die anthropologischen Untersuchungen ergaben, dass es sich bei dieser Bestattung um die einer ca. 1,50 m großen Frau handelt, die aufgrund des Verknöcherungsgrades der Schädelnähte und der Abnutzungsspuren ihrer Zähne wahrscheinlich älter als 40 Jahre alt gewesen ist. Eine genauere Eingrenzung des erreichten Lebensalters steht noch aus. An den Knochen konnten keine auffälligen krankhaften Veränderungen festgestellt werden. Die vorhandenen Zähne des Gebisses waren, bis auf zwei von Karies befallene, in einem guten Zustand.
Im Gegensatz zur benachbarten Bestattung war die Frau in einem eher schlichten Sarg ohne aufwändige Beschläge und Verzierungen beigesetzt worden. Im Bereich der übereinandergelegten Hände fand sich ein goldener Ring mit einem Durchmesser von nur 1,4 cm.
Die südlich gelegene Bestattung der Gruft wurde ebenfalls in gestreckter Rückenlage aufgefunden. Die Arme waren in diesem Fall jedoch über dem Bauch verschränkt. Das Skelett ist fast vollständig erhalten. Das linke Bein und der zum Teil stark verwitterte Schädel befanden sich aufgrund äußerer Einflüsse nicht mehr im ursprünglichen anatomischen Verband. Denkbar wäre eine Verschiebung der Knochen durch den durch Erddruck bedingten Einsturz der Sargwände. Die anthropologischen Untersuchungen ergaben, dass es sich auch bei dieser Bestattung um die einer ca. 1,60 m großen Frau handelt. Ihre schon weit verknöcherten Schädelnähte, der verknöcherte Schildknorpel, die deutlichen Verschleißerscheinungen und der fortgeschrittene Abrieb der Zähne deuten auf ein Alter über 40 hin.
Auch in diesem Fall gilt es, das genaue Lebensalter zum Zeitpunkt des Todes einzugrenzen. Insbesondere an den Knie- und Fußgelenken fanden sich arthrotische Veränderungen, die sich durch eine Knochengratbildung am Gelenkrand auszeichnen und im Mittelfußbereich sogar Spuren eines entzündlichen Prozesses aufweisen. Die Arthrose war schon so weit fortgeschritten, dass die Frau unter

schmerzhaften Bewegungseinschränkungen der betroffenen Regionen gelitten haben müsste. Die Ursachen können verschiedener Art sein. Neben dem altersbedingten Verschleiß der Gelenke wäre auch eine starke Über- oder Fehlbelastung, wie es z.B. bei Übergewicht oder anatomischen Fehlstellungen der Knie oder Füße der Fall ist, denkbar.
Eine weitere Auffälligkeit fand sich am rechten Oberarm. Der Knochen ist im Ellenbogenbereich leicht verdreht. Möglicherweise handelt es sich hierbei um die Folgen einer Verletzung der Wachstumsfuge des Knochens in der Kindheit. Eine genauere, noch anstehende Untersuchung wird hoffentlich Aufschluss über die Ursache dieser Fehlstellung erbringen. Die Frau wurde in einem aufwändig mit Bleischmuck versehenen Sarg bestattet.

Literatur: Eilin Einfeldt u. Dana Vick, „Vor der Sülzen in St. Lambertikirch begraben". Die Bestattungen der St. Lambertikirche: Ein Vorbericht. Denkmalpflege in Lüneburg 3, 2001, 75-82

Knochengratbildung am Kniegelenk

Unteres Schienbeinende, Knochenbälckchen am Gelenkrand

Knochengratbildung am 2. Mittelfußknochen, durch Entzündung zerstörte Knochensubstanz der Gelenkflächen

Krümmungsbedingte Verkürzung des rechten Oberarmknochens (oben)

Der verschlossene Mann

St. Lambertikirche
Schraubtaler, Silberguß mit aufgelötetem Gewinde
Dm.: 41 mm, Stärke 3,5 mm
Innen Temperamalerei (?), 1635, Dresden 1598

Edgar Ring

Fast 350 Jahre vergingen, bis das Portrait eines Mannes wieder entdeckt wurde. Es befand sich nicht in einer Bildersammlung oder verstaubt auf einem Dachboden, sondern in einer Gruft der St. Lambertikirche.

Während der Grabungskampagne 1998 wurden in einer Gruft unter zwei barocken Bestattungen ein Taler, ein kleines silbernes Kreuz und der Schädel einer Frau gefunden. Der Taler trägt auf der Vorderseite die Umschrift CHRISTIAN·JOHAN GEORG·ET·AVGVSTUS. Drei Portraits sind zu erkennen: die drei sächsischen Kurfürsten und Brüder Christian II., Johann Georg I. und August. Der Taler trägt die Datierung 1598, die letzte Ziffer ist allerdings nicht deutlich zu lesen. Auf der Rückseite befindet sich ebenfalls eine Umschrift: FRAT:ET·DVCES·SAXON, also Brüder und Fürsten Sachsens, die Marke eines Dresdener Münzmeisters und ein sächsisches Wappen. Bei näherer Betrachtung erwies sich das Fundstück als ein Schraubtaler. Im Zuge der Restaurierung beim Niedersächsischen Landesamt für Denkmalpflege konnte er geöffnet werden. Auf der Innenfläche der Vorderseite befindet sich das Portrait eines bärtigen Mannes, der vornehm mit einem Wams bekleidet ist. Über dem engen Wams bedeckt eine Fallkrause die Schultern. Diese Fallkrause, die Haartracht und Spitz- und Schnurbart sprechen für eine Datierung dieses Portraits in die Zeit um 1630.

Ein Gemälde auf der Innenfläche der Rückseite verrät den Zweck dieses Schraubtalers. Zwei auf Zweigen sitzende Tauben halten in ihren Schnäbeln einen Ring. Unter den Zweigen brennt ein Herz. Der Schraubtaler war eine Liebesgabe. Die zierlichen Bilder wurden 1635 gemalt.

Die Identifikation des Mannes ist noch nicht geglückt. Die Gruft in einer Kapelle des nördlichen Seitenschiffes der St. Lambertikirche kann bisher keiner Lüneburger Familie zugewiesen werden.

Die Entdeckung des Schraubtalers mit dem so lange verborgenen Miniaturportrait berührt die Lebensgeschichte zweier Menschen, die vor nahezu 350 Jahren lebten.

Vorderseite mit den drei sächsischen Herzögen

Rückseite mit einem sächsischen Wappen

Portrait des unbekannten Mannes

Die Liebesgabe

Literatur: Edgar Ring, Der verschlossene Mann. Ein Schraubtaler aus der Gruft der St. Lambertikirche. Denkmalpflege in Lüneburg 2, 2000, 37-41

Von Bauerntänzen und Bauernhochzeiten
Zwei Krüge mit bäuerlichen Motiven

Am Berge 39, Bei der St. Johanniskirche 19
Steinzeug Raerener Art und Steinzeug Westerwälder Art
Ausgehendes 16. und frühes 17. Jhd.

Marc Kühlborn

Im 16. und 17. Jahrhundert war es Mode, Szenen aus dem gesellschaftlichen Leben auf Keramik abzubilden. Dazu gehören auch die Darstellungen des Bauerntanzes. Aus Lüneburg liegt ein Exemplar mit diesem Motiv vor. Es wurde 1998 aus einer Kloake „Am Berge 39" geborgen. Leider haben sich nur Fragmente erhalten. Der Krug wurde im ausgehenden 16. Jahrhundert im heute belgischen Raeren gefertigt. Er gehört zur Gruppe der sogenannten Mittelfrieskrüge. Auf dem Bauch ist in einer umlaufenden Szene ein Bauerntanz dargestellt. Man kann wild tanzende Menschen erkennen, die in bäuerliche Trachten gekleidet sind. Ursprünglich waren die Vorlagen für diese Motive, die verschiedene Monate repräsentieren, Kalenderblätter des 16. Jahrhunderts. Die erhaltenen Fragmente entsprechen den Monaten Februar, März, Mai, Juni und September nach einer Vorlage des Nürnberger Meisters Hans Sebald Beham.

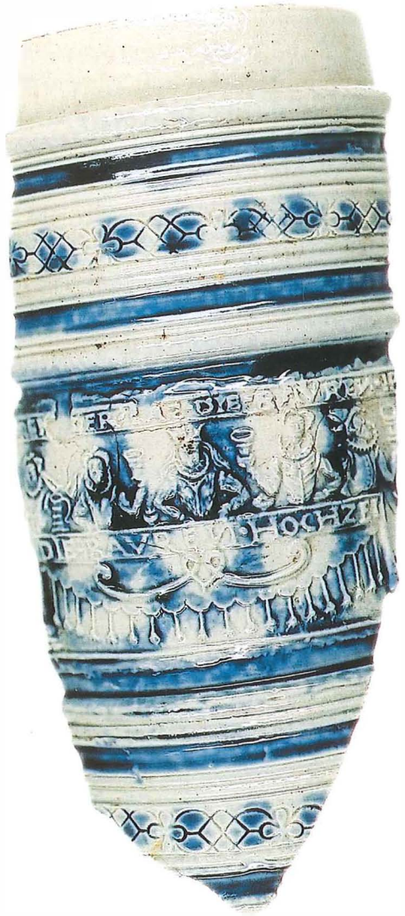
Unter dem Fries kann man ein Spruchband lesen, das als Spottlied über die Landbevölkerung diente. Zu erkennen ist die Zeile: „...BUREN : ALS : WEREN : SI : RASEN FRS VF SPRICHT BASTOR....KOR...". Übersetzt lautet der vollständige Spruch: „ Gerhard, du musst tapfer blasen, so tanzen die Bauern als wären sie rasend; „Los, auf!" spricht Pastor, „ ich vertanze die Kappe, den Amikt [Schultertuch] und den Chormantel".

Damit machte man sich über die ungestümen Tänze der Landbevölkerung lustig, die als „Deutscher Drehtanz" oder „Allemande" bekannt wurden. Aus diesen in der damaligen Zeit unanständigen Tänzen hat sich unser heutiger Walzer entwickelt, der in seiner Frühzeit in Anlehnung an seine wilden Wurzeln auch „Wüster Weller" genannt wurde.

In Ergänzung zu dem Raerener Krug konnten wir im Mai 2002 einen Westerwälder Humpen mit der Darstellung einer Bauernhochzeit finden. Auf Humpen sind diese Darstellungen außerordentlich selten. Dargestellt ist ein großer Tisch, an dem fünf Personen sitzen, die sich zuprosten. In großen Lettern steht auf dem Tisch „DIE BAUREN HOCHZEI". Für das „T" war anscheinend kein Platz mehr, das „N" ist seitenverkehrt abgebildet. Der Tisch wird rechts und links von Personengruppen

Detail

Bauerntanzkrug



Die Bauernhochzeit

flankiert. Links sind vier Männer abgebildet, von denen zwei mit Speisen und Getränken herankommen, ein weiterer Mann hat sich vom Geschehen abgewandt und übergibt sich gerade. Auf der anderen Seite sind Tanzende und ein Musiker mit einer Gambe zu sehen. Die gesamte Szene ist mit einem Spruch überschrieben, der auf unserem Gefäß nur in Fragmenten erhalten ist, da Teile schon beim Brand abgesprungen sind. Der Kunsthandwerker, der die Vorlage für diesen Spruch lieferte, muss nur über begrenzte Schreibkenntnisse verfügt haben. Sämtliche „S" und „N" sind spiegelverkehrt aufgebracht. So weit lesbar lautet der Spruch: „..R SEINE K....ILT HALDEN REIN DER LAS DER BAUREN IR....CHZEIT ALLEIN OS SIE".
Von Vergleichsstücken wissen wir, dass der vollständige Spruch übersetzt lautet: „Wer seinen Kopf will halten rein, der lass die Bauern ihre Hochzeit allein".
Im linken Teil hat sich der Modelschneider mit seinem Monogramm „FI" verewigt. Aus Köln ist ein ähnlicher Krug mit der gleichen Darstellung bekannt, der ebenfalls mit „FI" gekennzeichnet ist. Dieser Humpen besitzt jedoch einen geringeren Durchmesser als das Lüneburger Gefäß, die Darstellung ist auf der linken Seite beschnitten, es fehlt der Mann ganz links. Eine weitere ähnliche Darstellung befindet sich auf einem Schreibzeug für Tintenfaß und Löschsand aus London. Hier sind die Kleidungselemente sehr viel feiner dargestellt, aber der sich übergebende Jüngling ist ebenso wie der Musiker vorhanden. Beide Exemplare können in die 1620 –30er Jahre datiert werden, dies gilt auch für das Lüneburger Gefäß.

Literatur: David Gaimster, German Stoneware 1200- 1900. Archaeology and Cultural History London 1997
Joachim Stark, Bauern tanzen ... als weren si rasen(d) ... Denkmalpflege in Lüneburg 1, 1999, 18-20

„Noch ein klein Bartmanneken mit 1 Lede" Bartmannkrüge in Lüneburg – Fragmente von drei Bartmannkrügen

Am Sande 13-15, Auf der Altstadt 29, Bei der St. Johanniskirche 19 Rheinisches Steinzeug, 16./17. Jhd.

Marc Kühlborn

Immer wieder tauchen im Fundgut Fragmente von reichverziertem Steinzeug auf. Besonders die Gefäße mit einer Gesichtsdarstellung sind auffällig. Diese Krüge werden als Bartmannkrüge bezeichnet. Typisch für diese Krüge ist ein bärtiges Gesicht, das auf dem Halsansatz sitzt. Wahrscheinlich handelt es sich bei diesen Gesichtern um eine Weiterentwicklung des „Wilden-Mann-Motivs". Dieses stellt immer einen behaarten Mann mit starkem Bartwuchs dar, der als Symbol für Wildheit und unbändige Kraft gilt. Auch die Sagenfigur „Rübezahl" ist ein solcher „Wilder Mann". Im ausgehenden Mittelalter und in der Renaissance wird das Motiv nicht nur in der Buchmalerei, sondern auch auf Tapeten, Holzschnitzereien, Glas und Architekturelementen gebraucht. Im frühen 15. Jahrhundert taucht die Darstellung eines bärtigen Gesichts erstmals auf thüringischem und sächsischem Steinzeug auf. Diese Bartmaske unterliegt, wie alle Ornamente, einem stetigen Wandel. Während sie im 15. Jahrhundert noch sehr schematisch ist, zeigt sie im nachfolgenden Jahrhundert realistische Züge. Im 17. Jahrhundert wandelt sie sich zu einer grotesken Maske. Im 19. Jahrhundert wird das Motiv wieder „ausgegraben". Sowohl erste Grabungsfunde, als auch Überlieferungen in Sammlungen lassen die Produktion wieder anlaufen. Bis heute werden Bartmänner in den Steinzeugzentren gefertigt. Gerade im 16. Jahrhundert erfreute sich die feingliedrige Darstellung auf dem rheinischen Steinzeug einer großen Beliebtheit.
Aus den Grabungen der Stadtarchäologie kennen wir Fragmente von drei Gefäßen. Alle stammen aus Kloaken. So ist je ein Gefäß aus der Töpfereigrabung „Auf der Altstadt 29", den Grabungen „Am Sande 13-15" und „Bei der St. Johanniskirche 19" bekannt. Das Fragment aus der Kloake „Bei der St. Johanniskirche 19" wurde erst im Mai 2002 geborgen. Es gehört zu einem großen Enghalskrug, der in den Jahren um 1590 in Frechen gefertigt wurde.
Etwas älter ist der Krug, der 1994 nur wenige hundert Meter entfernt auch in einer Kloake gefunden wurde. Der eckige Bart und die aufgelegten Attachen datieren ihn in die Jahre zwischen 1520

und 1550. Er wurde in Frechen oder Köln gefertigt. In die gleiche Zeit gehört ein weiterer Bartmannkrug aus der Sammlung des Museums für das Fürstentum Lüneburg. Dieser Krug wurde 1905 in der Grapengießerstraße gefunden und wird seitdem im Museum aufbewahrt. Die Verzierungen und Proportionen sind sehr ähnlich, allerdings ist dieser Krug viel sorgfältiger gefertigt, die Auflagen treten viel schärfer und deutlicher hervor.
Von der Ausgrabung „Auf der Altstadt 29" schließlich kennen wir ein weiteres Bruchstück, hier kann man aber nur einen Zipfel des Bartes erkennen. Aufgrund der Proportionen und der recht einfachen Ornamentierung handelt es sich hier um einen Krug des 17. Jahrhunderts, wahrscheinlich aus Raeren.
Aber nicht nur in den archäologischen Quellen können wir diese Gefäße nachweisen, auch in den Haushaltsinventaren werden sie genannt. Niklaus Tzerstede, Ratmann und Patrizier, hatte 1578 mehr als elf „Bartmänner" in seinem Besitz.
Die gefundenen Bartmannkrüge zeigen dementsprechend nur einen kleinen Ausschnitt aus dem tatsächlichen Besitz der Lüneburger Bürger. Dennoch sind sie ein Zeugnis für den Wohlstand und Reichtum ihrer ehemaligen Besitzer.

Literatur: David Gaimster, German Stoneware 1200-1900. Archaeology and Cultural History. London 1997

Bartmannkrug
Am Sande

Bartmannkrug
Bei der St. Johanniskirche

Bartmannkrug
(Museum für das Fürstentum Lüneburg)

Eine Sonnen- und Monduhr aus Elfenbein

Bei der. St. Johanniskirche 19
Elfenbein
L.: 46,5 mm, B.: 36,5 mm, H.: 4 mm, Nürnberg ?, 16./17. Jhd.

Marc Kühlborn

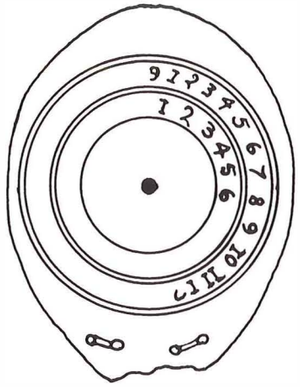
Die Ausgrabung zweier Kloaken auf dem Grundstück „Bei der St. Johanniskirche" brachte eine Vielzahl von interessanten Funden wieder an das Licht der Öffentlichkeit. Besondere Aufinerksamkeit findet ein kleiner flachovaler Gegenstand aus Elfenbein. Es handelt sich dabei um das Fragment einer klappbaren Sonnen- und Monduhr. Es besteht aus einer Elfenbeinscheibe, in die verschiedene Markierungen graviert bzw. gepunzt sind. Durch die Bodenlagerung sind die Oberflächen teilweise sehr stark beschädigt. Von der Oberfläche der Außenseite ist weniger als die Hälfte erhalten, die Innenseite ist besser erkennbar, hier ist noch mehr als zwei Drittel der Oberfläche vorhanden.

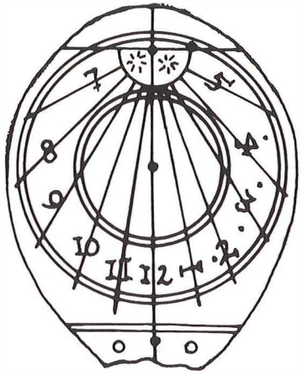
Auf der Außenseite sind fünf konzentrische Kreislinien eingraviert, zwischen der zweiten und dritten Linie sind die arabischen Zahlen 9 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 und 12 eingepunzt. Der Bereich zwischen dem vierten und fünften Ring trägt die noch erkennbaren Zahlen 1 2 3 4 5 6. In der Mitte der Kreise ist eine 2 mm starke Bohrung zu erkennen. Am Rand sind zwei Grübchen zu erkennen, die ursprünglich die Metallgelenke aufnahmen.

Die Innenseite trägt die für Klappsonnenuhren typische Einteilung: Im oberen Bereich verläuft eine waagerechte Linie mit einem angehängten Halbkreis. Im rechten Winkel zur Linie verläuft mittig eine Gerade zum unteren Ende. Insgesamt elf Linien streben im Abstand von 15 ° radial auf diesen Schnittpunkt, der durchbohrt ist, zu. Am rechten Schnittpunkt von Gerade und Halbkreis befindet sich ein weiteres Loch. Eines oder beide Löcher dienten zur Aufnahme des Polfadens, der als Schattenzeiger gebraucht wurde. In diesem Halbkreis kann man zwei winzige Sonnensymbole erkennen. Vier konzentrische Kreise sind als eine weitere Verzierung zu erkennen. Zwischen und teilweise auf den Linien sind von links nach rechts die arabischen Zahlen 8 9 10 11 12 1 2 3 4 5 zu erkennen. Nicht erhalten ist die 7, die aber sicher ursprünglich auch vorhanden war. Zwischen den Zahlen sind einzelne kleine Punkte eingeschlagen. Die Uhr zeigte also die Zeit zwischen 7 und 17.00 Uhr an.

Monduhr (Außenseite)

Sonnenuhr (Innenseite)





Zeichnerische Umsetzung (D. Beeker)

Am unteren Ende bilden zwei parallele Linien den Abschluss. Darunter befinden sich drei Bohrungen, zwei für die Scharnierösen und eine für einen Buntmetallstift, dessen Reste noch in dem Loch stecken. Links, oberhalb der 8, am äußersten Rand ist ein Buntmetallrest vorhanden, der vermutlich einen Teil des Verschlusses bildete.
Die Lüneburger Sonnenuhr ist gut mit zwei Funden aus Göttingen und Münster zu vergleichen. Das Münsteraner Stück ist sehr ähnlich, einzig die Verzierungen auf der Innenseite fehlen. Die Beschriftung erfolgte in lateinischen Zahlen, auf der Außenseite ist dieses Stück allerdings nicht weiter graviert. Dagegen hat die Göttinger Sonnenuhr ebenfalls eine arabische Beschriftung und auch die gleichen Verzierungen in Form von konzentrischen Kreisen und Sonnensymbolen.
Um die Sonnenuhr benutzen zu können, ist es wichtig, die Nordrichtung und die geographische Breite des jeweiligen Ortes zu kennen. Bei der Göttinger Sonnenuhr ist ein Kompass vorhanden, um die Nordrichtung einzustellen. Ein Kompass war sicher auch bei unserem Exemplar und bei dem aus Münster vorhanden. Wie die beiden direkten Parallelen ist auch unsere Sonnenuhr nur für eine geographische Breite ausgelegt, da der Polfaden nicht angepasst werden kann. Allerdings hat sie als einzige zwei Bohrungen, man konnte sie vermutlich an zwei Orten benutzen. Lüneburg liegt nördlich des 53. Breitengrades, die rechte Bohrung könnte für diese Breite geeicht sein. Das Exemplar aus Göttingen (ca. 51°) besitzt ebenfalls eine Bohrung rechts der Mitte, die aber zwischen der Mitte und dem Loch der Lüneburger Uhr liegt.
Um die Zeit abzulesen, musste die Kompassnadel auf den zentralen Stift am unteren Ende der Uhr eingestellt werden, der Schatten des Polfadens gab dann die genaue Ortszeit an. Da das Zifferblatt hierbei senkrecht steht, bezeichnet man eine solche Uhr als Vertikalsonnenuhr.
Die Außenseite ist als Monduhr ausgelegt, mit ihr konnte man in mondhellen Nächten die Uhrzeit bestimmen. Dazu sind drei Skalen notwendig, zuerst im äußersten Ring die Skala von 1 bis 29 und im mittleren Ring zweimal die Zahlen von 1 bis 12. Auf einer drehbaren Messingscheibe mit Zeiger befand sich die dritte Skala, wiederum zweimal mit den Zahlen von 1 bis 12. Zuerst bestimmte man mit Hilfe des Mondlichts den Wert auf der Sonnenuhr. Anschließend wurde die bewegliche Skala auf die Tage, die seit dem letzten Neumond vergangen waren, eingestellt. Nun konnte der gemessene Wert von der Inneren auf die mittlere Skala übertragen werden. Somit war die Uhrzeit auch bei Nacht abzulesen.
Sonnenuhren sind seit der Antike bekannt, im Mittelalter wurden hauptsächlich große Sonnenuhren an Südseiten von Gebäuden angebracht. Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts sind Reisesonnenuhren, ähnlich wie die in Lüneburg gefundene, in Gebrauch. Diese ersten transportablen Sonnenuhren wurden jedoch aus Messing angefertigt. Erst seit dem Ende des 15. Jahrhunderts kommen auch Holz und Bein als Material in Gebrauch. Die Blütezeit der Taschensonnenuhren lag jedoch in den beiden nachfolgenden Jahrhunderten, als das Bedürfnis nach individueller Zeitmessung wuchs, die mechanischen Räderuhren aber noch absolute Luxusgegenstände waren. Mit dem 18. Jahrhundert wurden die einfachen Sonnenuhren mehr und mehr von eben diesen Räderuhren verdrängt. Endgültig aus dem Gebrauch fielen die Sonnenuhren erst im 19. Jahrhundert. Dementsprechend schwierig ist die Datierung. Das Göttinger Exemplar ist ein Altfund, bei dem die Fundumstände unbekannt sind, die Uhr aus Münster stammt aus frühneuzeitlichen Schichten, die sich nicht genauer datieren lassen. Unser Stück wurde in einer Backsteinkloake gefunden, in der sich überwiegend Gegenstände des 17. Jahrhunderts befanden. Entsprechend kann die Uhr datiert werden.
In Museen liegen ebenfalls nur sehr wenige ovale Klappuhren vor. Aus der Sammlung der Staatlichen Museen Kassel ist eine sehr ähnliche Uhr bekannt. Auch sie weist auf der Deckelaußenseite eine Monduhr auf. Diese Uhr wird dem Nürnberger Kompassmacher Paulus Reinmann (1557-1609) zugeschrieben. Nürnberg war im 16. und 17. Jahrhundert der Hauptproduktionsort von Uhren, möglicherweise stammt das Lüneburger Stück ebenfalls aus einer Nürnberger Werkstatt.
Mit dem Fund dieser Sonnen- und Monduhr haben wir ein seltenes Beispiel, das den technischen Fortschritt und die Individualisierung der Gesellschaft auch archäologisch nachweisen lässt. Der ehemalige Besitzer hatte im 17. Jahrhundert das Bedürfnis, seine Zeit selbst zu messen, um nicht mehr auf die Kirchenglocken und -uhren angewiesen zu sein. Hierfür bot sich die beinerne Taschenuhr an, ihr Gebrauch war nach einer Eichung denkbar einfach, als einzige Einschränkung musste der Besitzer hinnehmen, dass er seine Zeit nur bei sonnigem Wetter messen konnte.

Literatur: Bernd Thier, Eine beinerne Klappsonnenuhr aus der St. Lamberti-Kirche in Münster. Ausgrabungen und Funde in Westfalen-Lippe 9/B 1995, 433-440
Hildegard Wiewelhowe: Ovale Klappsonnenuhr mit Monduhr. in: Hans Ottomeyer, Sven Lüken u. Micha Röhring (Hrsg.): Geburt der Zeit. Eine Geschichte der Bilder und Begriffe. [Katalog Ausstellung Kassel 1999/2000] Wolfratshausen 1999 285-286

Blaues Malhorn, weißer Grund – Keramik des 18. Jahrhunderts

Joachim Stark

Die in Jahrzehnten zusammen getragene Sammlung mittelalterlicher und neuzeitlicher Keramik der Lüneburger Stadtarchäologie umfasst viele Hundert Gefäßreste. Wissenschaftlich nutzbar sind diese aber nur, wenn sie – nach Fundorten magaziniert und in diversen Kartons verteilt – auch auffindbar sind. Daher wurde der Fundbestand seit 1997 in eine Datenbank aufgenommen, die einen Zugang zum Material nach den unterschiedlichsten Fragestellungen zulässt. In diesen Rahmen fiel eine neuzeitliche Keramikware. Es handelt sich um insgesamt 19 weiße, mit einem Malhorn blau bemalte Gefäße, die sich durch ein einheitliches Dekor auszeichnen. Unter ihnen finden sich neben Tellern und Schalen lediglich drei hohe Gefäßformen, nämlich Töpfe oder Grapen.

Die technologischen Merkmale der Gefäße stimmen in einem großen Maße überein. Dazu zählen ein poröser, oxidierend gebrannter Scherben hellbeiger Färbung. Die Außenseite ist stets unglasiert, während die Innenseite eine creme- bis signalweiße, z.T. bis über den Rand gezogene Engobe und eine transparente, feinrissige Bleiglasur trägt. Bei einigen Gefäßen wirkt die Glasur sehr dick und weißlich. Ob bei ihnen eine Zinnglasur vorliegt, konnte bisher nicht geklärt werden. Das Dekor wurde mit einem Malhorn aufgebracht. Die Farben zeigen stahlblaue Töne, teils mit durchscheinendem, hellerem Randschleier. Daneben finden sich Gefäße mit einer helleren, pastellblauen Malerei. Die technologischen Merkmale der hohen Formen entsprechen in wesentlichen Details denen der Teller und Schüsseln. Zusätzlich trägt jedoch die Innenseite eine ockergelbe Bleiglasur.

Das Auftreten weißgrundiger Malhornwaren mit blauer Dekoration wird allgemein auf den Versuch zurückgeführt, Fayencen zu imitieren. Gibt deren Blütezeit im 17. und 18. Jahrhundert daher schon einen Hinweis auf den Zeitrahmen dieser Malhornwaren, so liegt mit dem Jahreszahlteller aus den 1740er oder eher 1780er Jahren auch eine Datierung aus einem Lüneburger Fundensemble vor. Weitere Hinweise zur Herkunft und Datierung der Ware liefern die bekannten Produktionsorte.

Nach den bisherigen Kenntnissen zum Produktionsspektrum Lüneburger Töpfereien wird diese Keramik als Importgut anzusprechen sein. So findet sich im Fundmaterial der bis 1788 produzierenden Töpferei „Auf der Altstadt 29“ zwar ein geringer Anteil helltoniger Irdenware, aber keine Parallele hinsichtlich der Ausführung von Glasur und Bemalung. Jedoch bleibt zu bedenken, dass die

Auf dem Wüstenort 8

Teller mit steil aufgerichteter, konkaver Fahne, außen verdickt abgestrichenem Keulenrand, leicht aufgewölbtem Boden, Durchmesser 22 cm. Malhorndekor, schwarzblau mit hellblauem Randschleier: im Spiegel zweiblütige Pflanze, rundliche Blüten mit einer Vielzahl strichförmiger Blütenblätter, Blütenmitte zur Hälfte quergestreift mit gegenüberliegendem Punkt. Fahne mit gewellt umlaufender, vielblättriger Ranke.

jüngste Produktionsphase dieser Werkstatt kaum erfasst wurde und von weiteren drei archivalisch belegten Töpfereien aus der westlichen Lüneburger Altstadt keine Funde bekannt sind. Da entsprechende Gefäße im näheren Umkreis Lüneburgs nicht bekannt sind, wird diese Keramik Importware sein.

Die überregionale Verbreitung blaudekorierter Malhornwaren zeigt als nächste Produktionsgebiete südlich von Lüneburg die Regionen um Braunschweig-Magdeburg und den Oberweser-Werrabereich und nördlich die Probstei mit Preetz sowie Flensburg. In den anderen norddeutschen Töpfereizentren waren blauweiße Malhornwaren ausgesprochen unüblich. Im südniedersächsischen Raum um Hannoversch Münden und Oberode werden blau dekorierte Gefäße seit dem späten 17. Jahrhundert in größerem Umfang gefertigt. In Preetz wird das erste Auftreten blaubemalter Irdenware an den Beginn des 18. Jahrhunderts datiert. Dabei soll besonders für die Gruppe monochromer kobaltblauer Gefäße aufgrund ihres einheitlichen Motivschatzes ein enger zeitlicher Rahmen vom Ende der 1720er Jahre bis zur Mitte des Jahrhunderts anzunehmen sein.

Der Anschluß der Lüneburger Gefäße an einen dieser Produktionsräume gestaltet sich schwierig, da exakte Übereinstimmungen mit dem typischen Dekor der schraffierten Punktblüte fehlen. Andere Verzierungsmerkmale gehören zum allgemeinen Motivspektrum der Malhornware des 18. Jahrhunderts. So zeigen Gefäße aus dem unteren Werraraum um das Töpferzentrum Oberode in Technologie und Dekor Entsprechungen, andererseits findet sich auch unter den Töpfereifunden aus Preetz Vergleichbares. Der Preetzer Werkstatt werden dazu Teller mit Tierdarstellungen zugewiesen, darunter auch solche mit der – allerdings polychromen - Abbildung eines vor einer Baumgruppe laufenden Hasen mit den Jahreszahlen 1783 und 1788. Die Provenienz unseres Materials wird sich wohl nur durch technologischen Vergleich sicher bestimmen lassen.

Die geringe Zahl der Gefäße wurde in sieben verschiedenen Lüneburger Kloaken gefunden. Dabei stammen von den 19 Gefäßen allein 14 aus zwei Kloaken an der Burmeisterstraße und Auf dem Wüstenort. Diese konzentrierte Verteilung lässt vielleicht an einen durchziehenden Händler denken, der seine Produkte nur einmal in Lüneburg verkaufte. Die Gefäße zeigen kräftige Abnutzungsspuren von schneidenden Messern und rührenden Löffeln, die Böden sind durch häufiges Schieben abgeschabt. Sie besaßen somit nicht nur einen fayenceähnlichen, dekorativen Charakter, sondern waren Gegenstände des täglichen Gebrauchs als Küchen- und Tafelgeschirr oder, wie die Henkelschale, als Branntweinschale auch zur Stärkung der Wöchnerinnen.

Das kennzeichnende Dekormerkmal dieser Gefäßgruppe ist ein Blütenmotiv mit halbseitiger Innenschraffur und solitärem Punkt. Es wird von verschiedenen floralen Motiven, meist beblätterte und gefiederte Ranken, begleitet. Hinzu treten geschlossene oder durchbrochene Wellenbänder. Die

Auf dem Wüstenort 8

Teller mit abgesetzter, konkaver Fahne, außen verdickt abgestrichenem Keulenrand, leicht aufgewölbtem Boden. Durchmesser 21 cm. Malhorndekor, schwarzblau mit hellblauem Randschleier: im Spiegel laufender Hase auf baumbestandener Wiese, darunter Jahreszahl 178x oder 174x. Fahne mit gestrecktem Blattmotiv.

Am Berge 37

Sogenannte Branntwein- oder Wöchnerinnenschale mit abgesetztem Planboden, steiler Wandung und gerieftem Oberteil, schlichtem Rand, randständigem, waagerechtem Henkel, Durchmesser 12,2 cm, Höhe 4,5 cm. Malhorndekor, dunkelblau mit hellblauem Randschleier: Spiegel von einer zentralen, rundlichen Blüte ausgefüllt; Blüteninneres zur Hälfte gestreift, dezentraler Punkt; Vielzahl schmaler Blütenblätter. Auf der Innenseite findet sich eine Stapelspur.

Ausführung und der Motivschatz dieses Dekors ist so typisch, dass nicht nur die meist stark fragmentierten Gefäßreste ohne Blütenmotiv in diese Gruppe gestellt werden dürfen, sondern auch der Jahreszahlteller mit zentralem Hasenmotiv. Einen Hinweis, dass diese Gruppe nicht völlig homogen ist, gibt ein Teller. Er trägt im Gegensatz zu den bisher beschriebenen Gefäßen eine grüne Bemalung, schließt sich jedoch mit seinem floralen Motiv den übrigen an.

Literatur: Hans-Joachim Kruse: Töpferware aus Preetz. Funde einer Töpferei des 17. bis 19. Jahrhunderts. Eine Ausstellung des Museums des Kreises Plön 1987. Plön 1987
Hans-Georg Stephan: Blauweiße Malhornware der Barockzeit in den deutschsprachigen Gebieten nördlich des Mains. Unter besonderer Berücksichtigung der Produktionszentren an der unteren Werra. in: Volkstümliche Keramik aus Europa 3, 1990, 95-172

Die Lüneburger Stadtarchäologie e.V. gibt die Schriftenreihen „Archäologie und Bauforschung in Lüneburg" und „Denkmalpflege in Lüneburg" heraus. Folgende Bände sind erschienen:

ARCHÄOLOGIE UND BAUFORSCHUNG IN LÜNEBURG BAND 1, 1995
(236 Seiten, 6 Karten, 29 Abbildungen, 27 Tafeln)
ISBN 3-922616-11-9
Marc Kühlborn, Ein Glas- und Keramikensemble der frühen Neuzeit.
Julian Wiethold, Reis, Pfeffer und Paradieskorn: Pflanzenreste des 16. und 17. Jahrhunderts aus der Kloake der Patrizierfamilie von Dassel aus Lüneburg.
Carola Schulze-Rehm, Ergebnisse der archäozoologischen Bearbeitung der Tierknochenfunde aus der Kloake 4 von Fundstelle 17:2, „Auf dem Wüstenort", in Lüneburg.
Klaus Tidow, Spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Textilfunde aus Lüneburg.

ARCHÄOLOGIE UND BAUFORSCHUNG IN LÜNEBURG BAND 2, 1996
(374 Seiten, 110 teils farbige Abbildungen, 3 Falttafeln)
ISBN 3-932520-00-9
Wolfgang Lehne, Sicherungskonstruktionen am Turm der St. Johanniskirche in Lüneburg. Untersuchungen zu Zielkonflikten zwischen Substanzerhaltung und Sicherung.

ARCHÄOLOGIE UND BAUFORSCHUNG IN LÜNEBURG Band 3, 1997
(193 Seiten, ca. 200 Abbildungen)
ISBN 3-932520-01-7
Andreas Büttner, Steinzeug Westerwälder Art des ausgehenden 16. Jahrhunderts bis 1800 in Lüneburg.

ARCHÄOLOGIE UND BAUFORSCHUNG IN LÜNEBURG Band 4, 1999
(175 Seiten, 62 Abbildungen)
ISBN 3-932520-03-3
EDGAR RING, Denkmalpflege in Lüneburg.
PETER CASELITZ; WOLFGANG LEHNE, Die Segenshauskapelle mit der Gruft der Familie von Dassel in der St. Johanniskirche zu Lüneburg. Bericht über die bauhistorische und osteologische Untersuchung.
HEINER HENSCHKE, Ein Häuserinventar des Michaelisklosters zu Lüneburg aus dem 18. Jahrhundert.
MARC KÜHLBORN, Ein papagoy im blechernen käfig. Lüneburger Inventare als Quelle zur Hausforschung.
HANSJÖRG RÜMELIN, Höhere architektonische Kenntnisse werden nicht gefordert. Stadtbaumeister in Lüneburg 1675-1919.
FRANK BRAUN, Historische Dachwerke der Hansestadt Wismar.
CHRISTINE KRATZKE, Neue Forschungen zur Klosteranlage Dargun unter besonderer Berücksichtigung der durchgeführten geophysikalischen Untersuchungen.
HANSJÖRG RÜMELIN, Die Formsteinsammlung des Museums für das Fürstentum Lüneburg. Mit einer Übersicht zu weiteren Baukeramiksammlungen in Norddeutschland.
GERHARD KÖRNER, Lüneburg als Denkmal.

DENKMALPFLEGE IN LÜNEBURG 1999.
LÜNEBURG 1999.
(32 SEITEN, 23 ABBILDUNGEN)
ISBN 3-932520-02-5
KLAUS DREGER, JOACHIM STARK, St. Lamberti – Ausgrabung einer untergegangenen Kirche.
CORNELIA ABHEIDEN, Das ehemailge Brauhaus am Berge 39 – Ein Baudenkmal mit Fassadengeschichte.
JOACHIM STARK, Bauern tanzen ... als werden si rasen(d) ...
MARC KÜHLBORN, „Allerhand Mobilien und Haußgeräth." – Die Kooperation von Archäologie und Geschichte am Beispiel von Lüneburger Haushaltsinventaren.
HEINER HENSCHKE, Das Schiebefenster – ein verschwundener Fenstertyp.
EDGAR RING, Der Dachreiter des Hospitals zum Großen Heiligen Geist.

DENKMALPFLEGE IN LÜNEBURG 2000.
LÜNEBURG 2000.
(64 SEITEN, 53 ABBILDUNGEN)
ISBN 3-932520-04-1
CORNELIA ABHEIDEN, Die Sanierung der Fassade der alten Raths-Apotheke.
PETER FURMANEK, SONJA TOEPPE, Die lange und wechselhafte Restaurierungsgeschichte der Gemälde im Fürstensaal des Lüneburger Rathauses.
HEINER HENSCHKE, Von Fliesenböden des 18. Jahrhunderts in Lüneburg.
JULIAN WIETHOLD, So nym witten ingever, muschatenblomen, paradiseskorne unde neghelken unde stod tosammende... Der archäologische Nachweis von Gewürzen im frühneuzeitlichen Lüneburg.
EDGAR RING, Der verschlossene Mann. Ein Schraubtaler aus der Gruft der St. Lambertikirche.
MARC KÜHLBORN, Die Ausgrabungen in der St. Lambertikirche. Ein weiterer Vorbericht.
EDGAR RING, Das Musikzimmer der Familie Düsterhop. Eine bemalte Decke des 16. Jahrhunderts.
KAROLA KRÖLL, „ ...allwo das löbl.e Topffer-Handwerck ehrlich gehalten wird..." Keramikfunde aus der Kloake der frühneuzeitlichen Töpferei „Auf der Altstadt 29" in Lüneburg.

DENKMALPFLEGE IN LÜNEBURG 2001.
LÜNEBURG 2001.
(85 SEITEN, 68 ABBILDUNGEN)
ISBN 9-932520-05-X
CARSTEN BÖTTGE, STEFFEN KAMPE, RITA RIEMANN, Das Fahrtknechthaus Hinter der Bardowicker Mauer.
HEINER HENSCHKE, Eine Landschaftstapete des 19. Jahrhunderts.
KAROLA KRÖLL, Ornamentierte Bodenfliesen der frühen Neuzeit in Lüneburg – eine kleine Auswahl.
URSULA SCHÄDLER-SAUB, YVONNE ERDMANN, ISABELLE HAMANN, BETTINA NIEKAMP, MELANIE POTSCHIEN, ANKE SCHMITT, KIRSTEN SCHRÖDER, Erforschen und erhalten – Archivrecherchen und restauratorische Untersuchungen in der Gerichtslaube und in der Alten Kanzlei des Lümneburger Rathauses.
MARKUS TILLWICK, „Daniel Fresen dem Maler vor allerhande arbeitt..." Die bemalte Holzdecke von 1598 im ehemaligen ersten Obergeschoss der „Alten Raths-Apotheke" in Lüneburg.
MARIANNE KRÖPKE, Von der Ratsschule St. Johannis zur Johannes-Rabeler-Schule.
MARC KÜHLBORN, St. Lamberti – Neues von Lüneburgs untergegangener Kirche.
EILIN EINFELDT, DANA VICK, „Vor der Sülzen in St. Lamberti Kirch begraben". Die Bestattungen der St. Lamberti-Kirche: Ein Vorbericht.
EDGAR RING, Wie alt sind Lüneburgs Häuser? Datierungen mittels Dendrochronologie.

LÜNEBURGER STADTARCHÄOLOGIE E.V.
In der Techt 2a
21335 Lüneburg
kontakt@stadtarchäologie-lueneburg.de